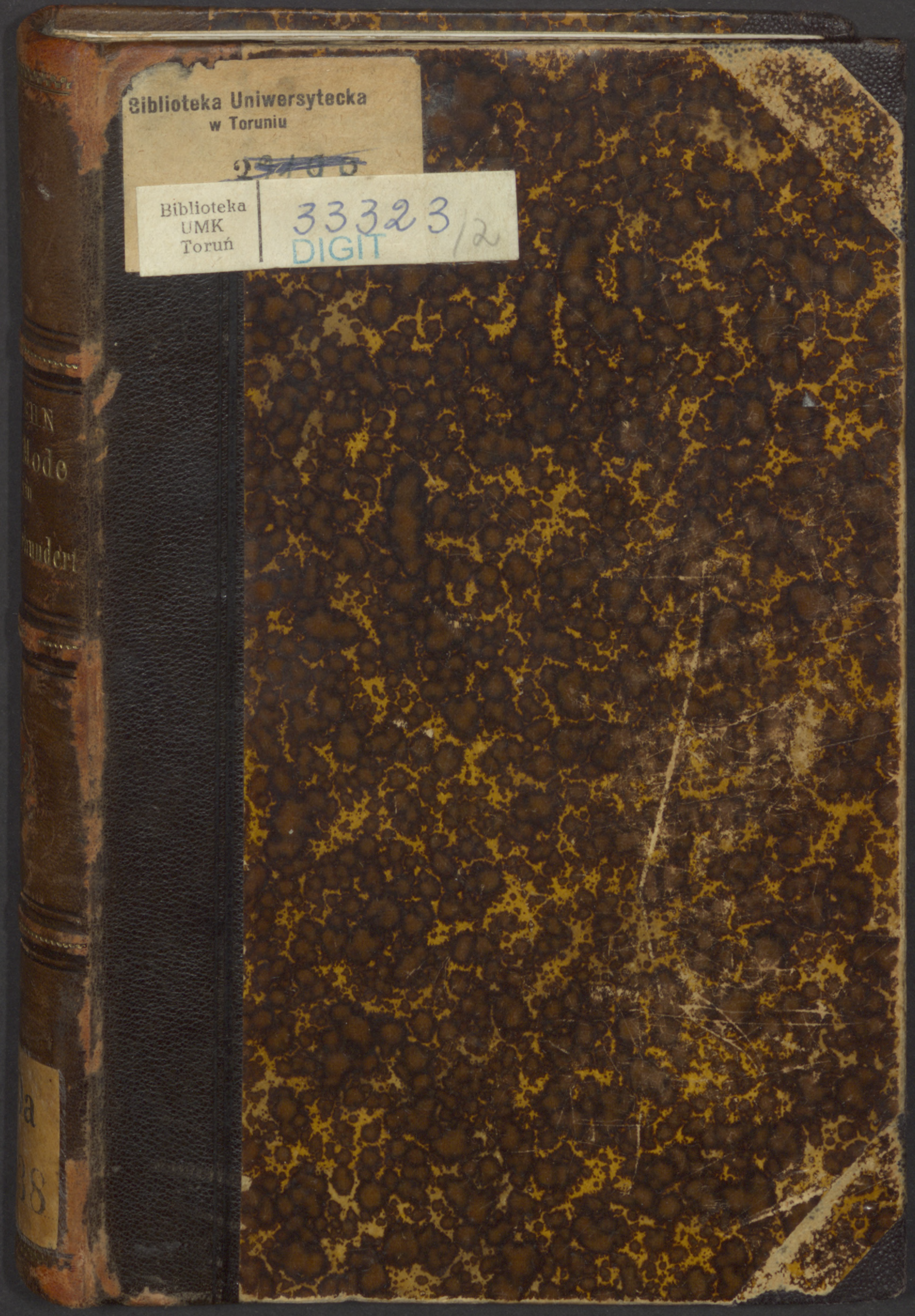
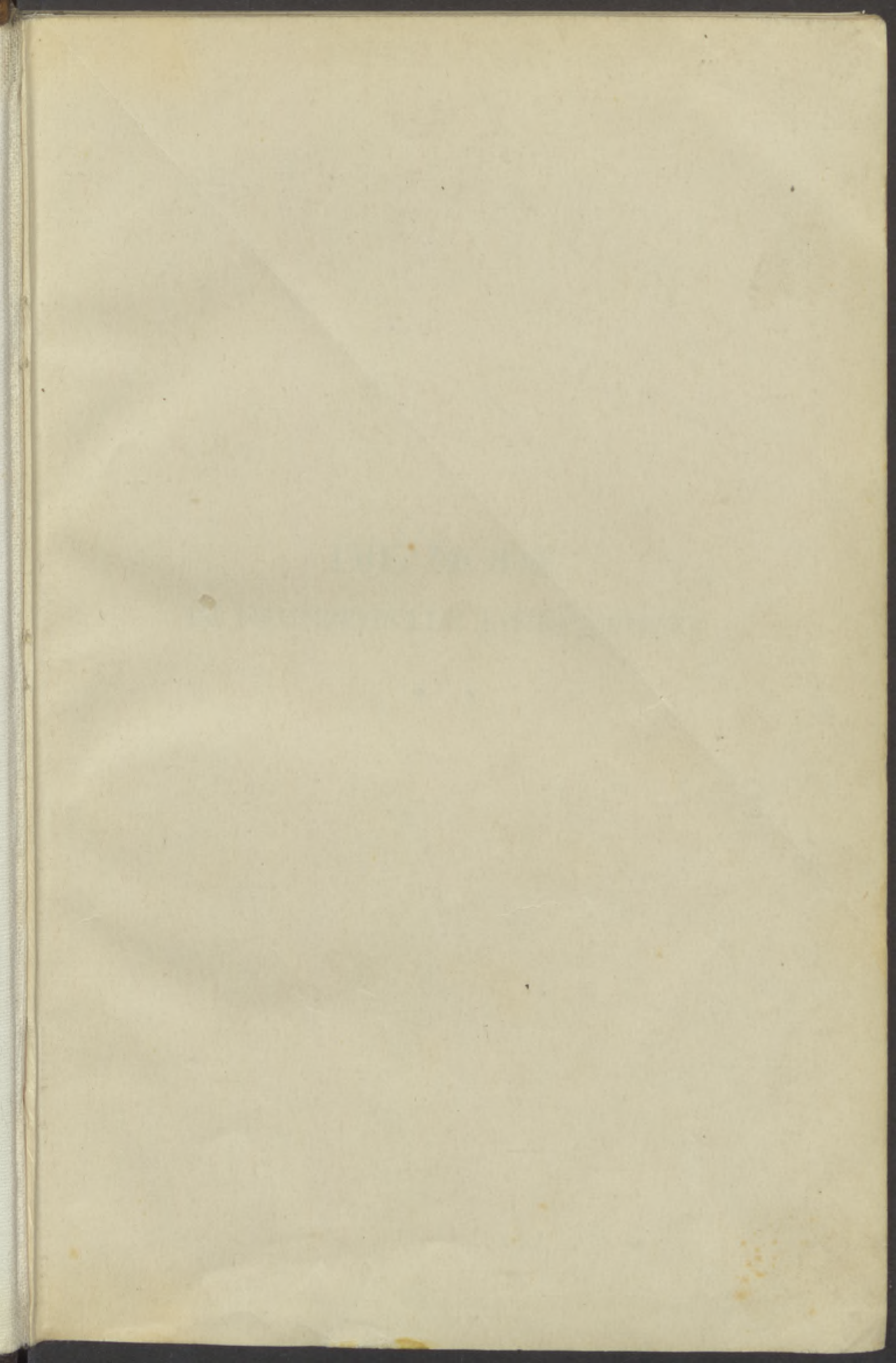
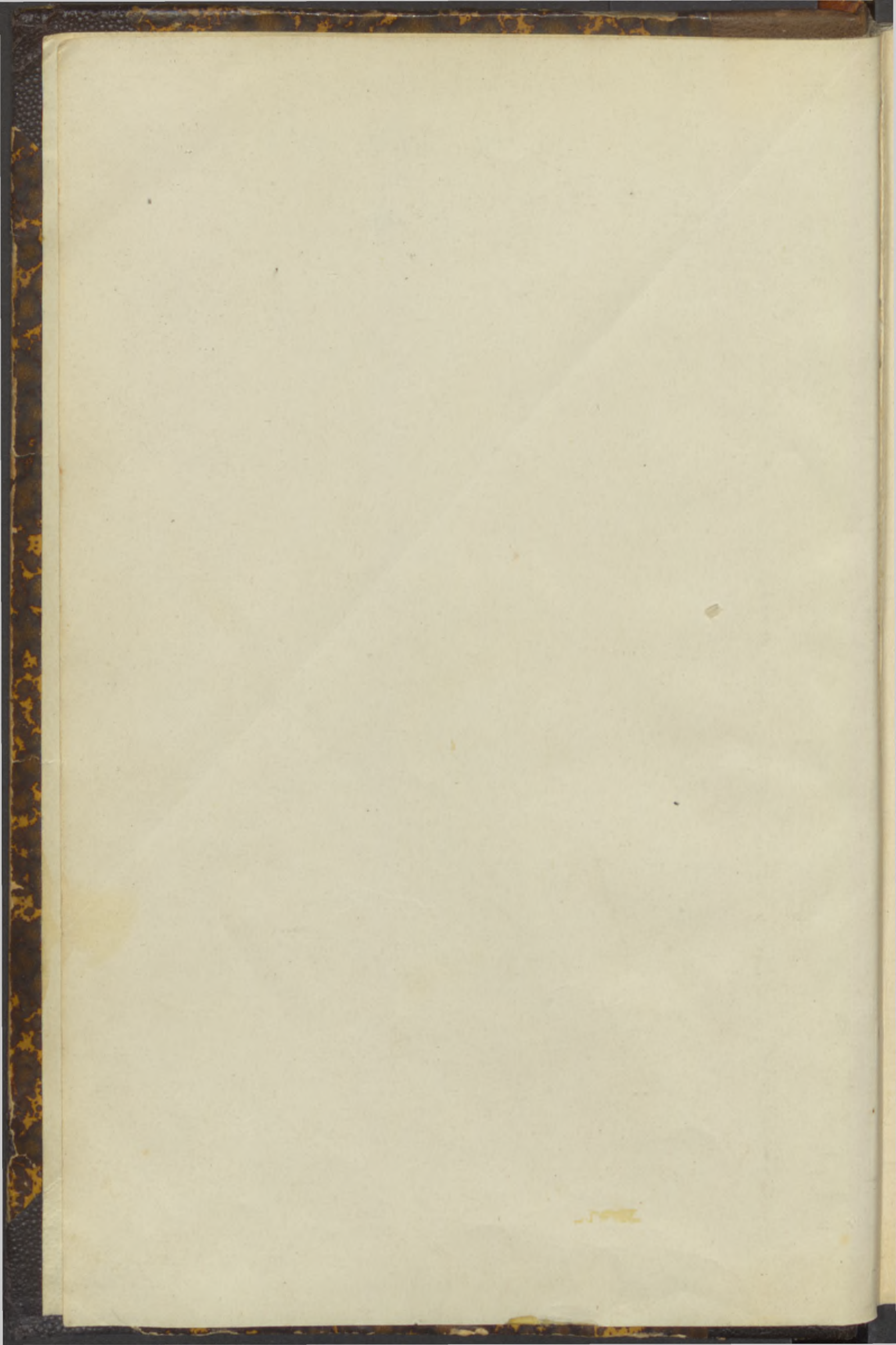



BOEHN
Die Mode
im
19. Jahrhundert
2.

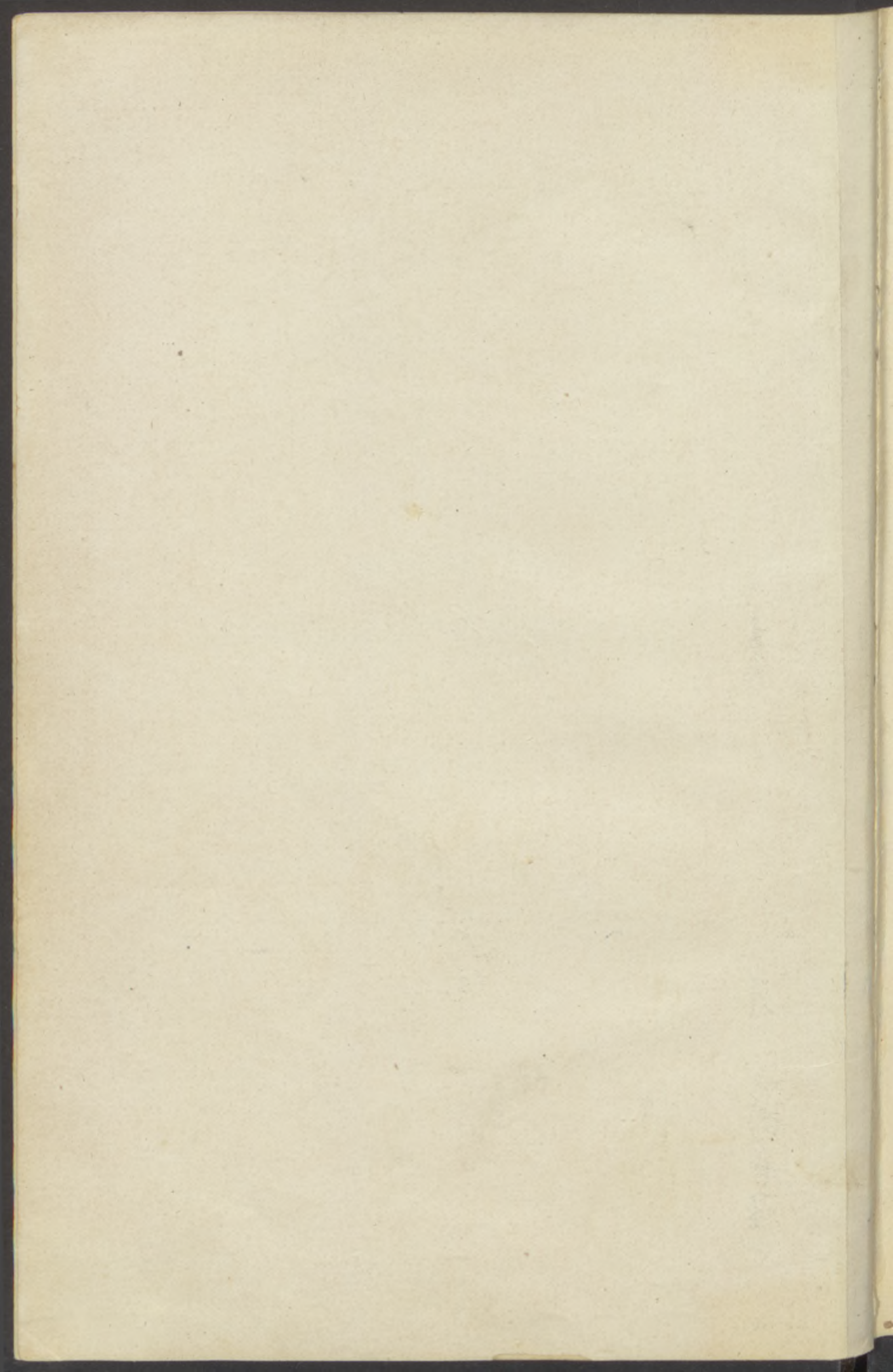




DIE MODE

IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT

* *



DIE MODE

MENSCHEN UND MODEN IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT

NACH BILDERN UND KUPFERN DER ZEIT

AUSGEWÄHLT VON DR. OSKAR FISCHEL

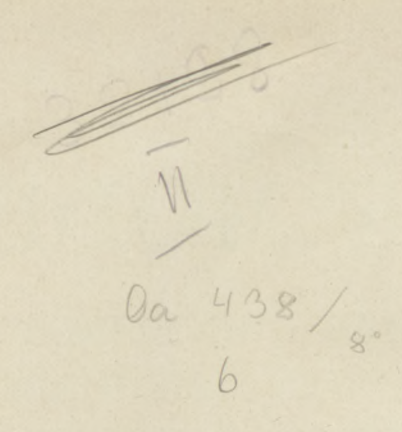
TEXT VON MAX VON BOEHN

* *

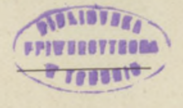
1818—1842



MÜNCHEN
VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G.
1907







ALPHONS BRUCKMANN, MÜNCHEN.

Für eine kurze Spanne Zeit ist hier versucht, was für die gesamte Kostümgeschichte geleistet werden sollte: die äußere Erscheinung einer Epoche im Spiegel ihrer Kunst zu geben, aufrichtig aber ohne die Schärfe oder Verzerrung, die bisher fast stets in Kostümgeschichten beliebt worden ist.

Denn nicht die Kuriosa und Absonderlichkeiten in dem Bilde früherer Zeiten sollte man suchen, sondern das Typische, Normale und gesetzmäßig Entwickelte der Tracht. Diese Sammlung von chronologisch angeordneten Illustrationen will im Verein mit dem Text ein Bild von Empfinden und Gehaben einer Epoche geben. Wer sich damit vertraut machen kann, wird auch für die unserem Gefühl widersprechenden Formen der älteren Moden nicht die besser wissende Kritik und den Spott erübrigen können, in denen lange Zeit das Interesse an diesem Teil der Kulturgeschichte sich erschöpft hat.

So wurde hier versucht, neben der Mode die geistige Erscheinung der Zeit anzudeuten und zugleich soviel wie anging von der Szenerie des Lebens in Wohnungen, Möbeln, Gärten zu zeigen, kurz die Kunst als Zeugin für das gesamte Leben anzurufen. Denn die Maler sind die unbefangensten und zuverlässigsten Schilderer.

Noch ein Vorteil bot sich hier, der für die meisten früheren Epochen fehlt: wir wissen aus Modebildern, was für die Kleidung gewünscht und erstrebt wurde, nicht immer von einer Meisterhand wie Gavarnis aufgezeichnet, aber wenn auch ungeschickt, so doch handwerkstechnisch aufs klarste ausgesprochen. Und zu diesem von der Schneiderphantasie entworfenen Idealbild geben uns die Maler das Korrektiv im Leben. Zeigen die Modebilder, wie nach dem Wunsche der Kleiderkünstler die Menschen aussehen sollten, so stellt die Kunst in ihren Bildern neben dies Ideal die Wirklichkeit.

In dieser Parallele zwischen Erstrebtem und Erreichtem, zwischen Wunsch und Erfüllung mag ein besonderer kulturgeschichtlicher Reiz liegen. Vielleicht ist er stark genug, manchen Leser in die Sammlungen zu locken und ihn an die allzuwenig erschlossenen Quellen zu führen, denen dies Buch seine Illustrationen verdankt.

OSKAR FISCHEL

Für das Abbildungsmaterial sind die Vorlagen besonders folgenden Sammlungen entnommen:

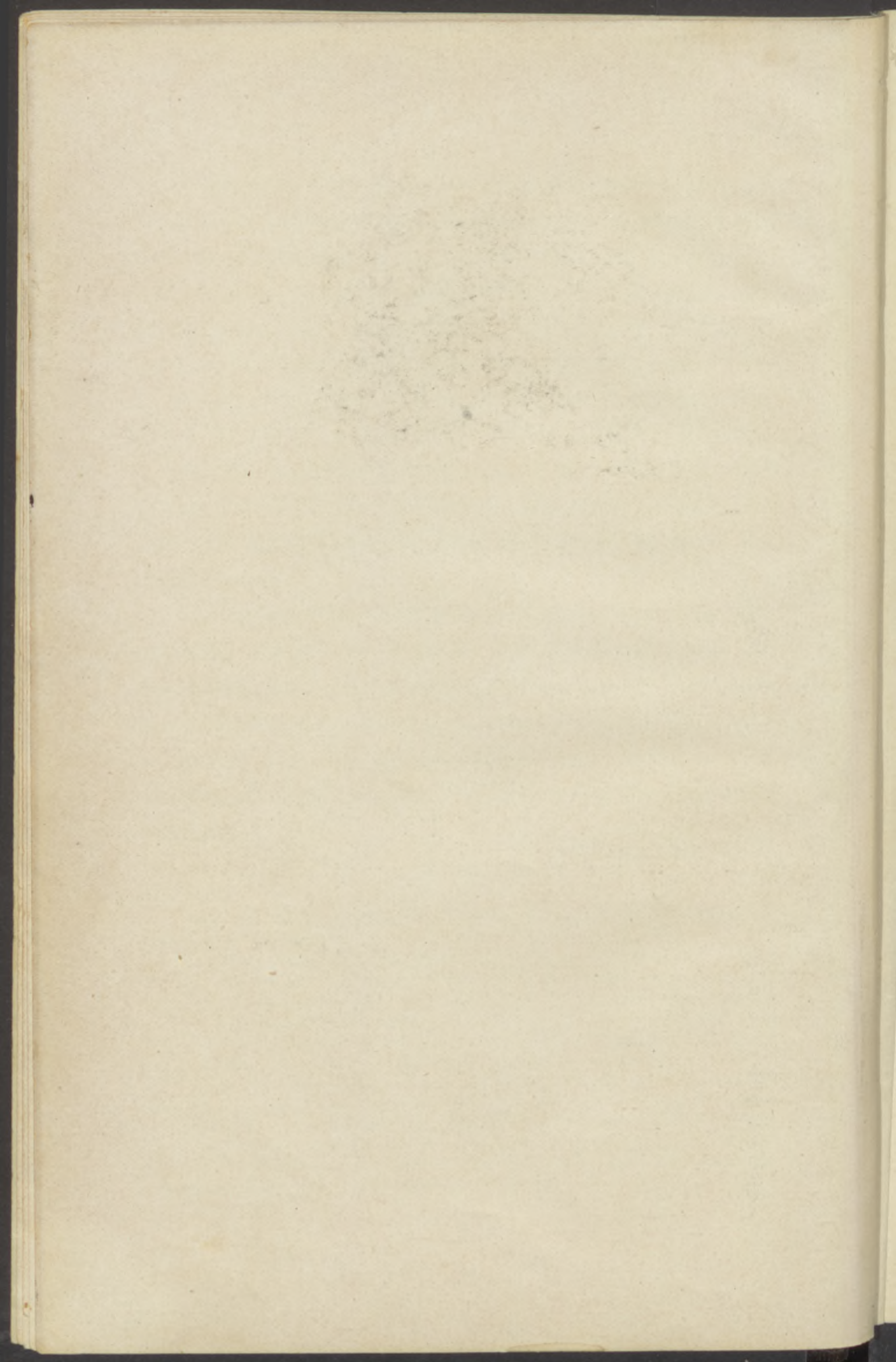
dem Königl. Kupferstichkabinett Berlin, der Freiherrlich Lipperheideschen Kostümbibliothek Berlin, der Königl. National-Galerie Berlin, der Königl. Neuen Pinakothek München, dem Kgl. Kupferstichkabinett München, der Bibliothèque Nationale Paris, dem Cabinet des Estampes Paris, dem Museum Versailles, dem British Museum London, dem South Kensington Museum London.

Auch an dieser Stelle sei dem Dank der Herausgeber und des Verlegers für das überall gefundene Entgegenkommen, mit dem von staatlicher und privater Seite das Unternehmen unterstützt wurde, Ausdruck verliehen.

Ganz besonderen Dank schulden die Herausgeber und die Verlagsanstalt der Lipperheideschen Kostümbibliothek und Herrn Dr. Doege für seine bereitwillige und verständnisvolle Förderung.

MENSCHEN UND MODEN

1818—1842





Horace Vernet, Das Grab Napoleons

Die Bourbons waren nach Frankreich, der Papst nach Rom, alle italienischen und deutschen Fürsten auf ihre Throne und Thrönchen zurückgekehrt, und sie waren mit Jubel empfangen worden, nicht nur vom Hurra-Pöbel. Die gewaltigen Erschütterungen, welche in den letzten 30 Jahren alle Staaten Europas getroffen hatten, waren wohl imstande gewesen, die Gesellschaft grundstürzend zu ändern, aber die Unsicherheit aller Zustände, der beständige Wechsel der Regierungen und Einrichtungen hatten eine stetige Entwicklung gehemmt und wenn sie auch Veraltetes, Vermorschtes und Verrottetes aus dem Wege räumten, so war doch noch nichts Dauerndes, nichts Bleibendes an die Stelle des Beseitigten getreten. Alle Klassen der Bevölkerung waren müde; die Kriege, welche ohne Unterbrechung seit einem Menschenalter Europa verheerten, vernichteten den Wohlstand der Grundbesitzer, lähmten den Handel der Gewerbetreibenden und dezimierten die Bevölkerung, man wollte endlich Frieden, Ruhe, Ordnung. Den Frieden brachten die heimkehrenden Fürsten wohl, aber keine Ruhe. Sie entstammten der alten Zeit, die mit Feudalismus und Klassenstaat untergegangen war, und fanden eine Gesellschaft, groß geworden in den Ideen der Revolution, in Erwartung der neuen Zeit, welche die Ideale der Freiheit, der Menschenrechte, der Rechte des Volkes verwirklichen sollte.





1819 *Journal des Dames* *1820*

Aber die Ideen der Zeit waren den Machthabern ein Greuel, einer Menschheit, die eben noch mitangesehen hatte, daß die ältesten Throne, die verbrieftesten Rechte wie Spreu vor dem Sturm zerstoben waren, verkündeten sie das göttliche Recht der Legitimität und mit Erstaunen sahen die Völker ein Gottesgnadentum wiederkehren, das nie mit größerem Rechte, als damals, nur von Volkeswillen existierte. Alles lag am Boden, aber der Staat, den die Regierenden mit den Trümmern des Alten aufführten, sah ganz anders aus, als der, den die Regierten zu erbauen gedachten. Die Diplomaten und Fürsten bemühten sich, das Alte wiederherzustellen, aber sie vergaßen, daß das Element, welches sie bei ihren Restaurierungsversuchen ignorierten, welchem sie bestenfalls nur eine sekundäre Rolle zuerkennen wollten, inzwischen das mächtigste geworden war; daß seit 1789 ein Bür-





1819 *Journal des Dames* *1819*

gertum erstanden, dessen Stärke Bildung und Besitz waren, ein Bürgertum, das nicht zu besiegen war, weil es an sich selbst, an seine Mission glaubte. Und diese Mission war die Erbschaft der französischen Revolution, war die Freiheit der Völker zur Tat werden zu lassen. Und unter Freiheit verstand man dazumal den Verfassungsstaat, verstand man die Konstitution, welche dem Herrscher gewisse Beschränkungen in der Ausübung seiner Rechte auferlegt, welche dem Volk eine Mitwirkung an Gesetzgebung und Rechtsprechung gestattet.

Jahrzehntelang haben die Gedanken und die Bestrebungen der Besten zweier Generationen diesem Ziel gegolten; Schwärmer, die einem Phantom nachjagten, die den Schein für das Wesen hielten; jetzt wissen wir alle längst, daß auch eine Verfassung nur ein Stück Papier ist und daß die freisinnigste Verfassung



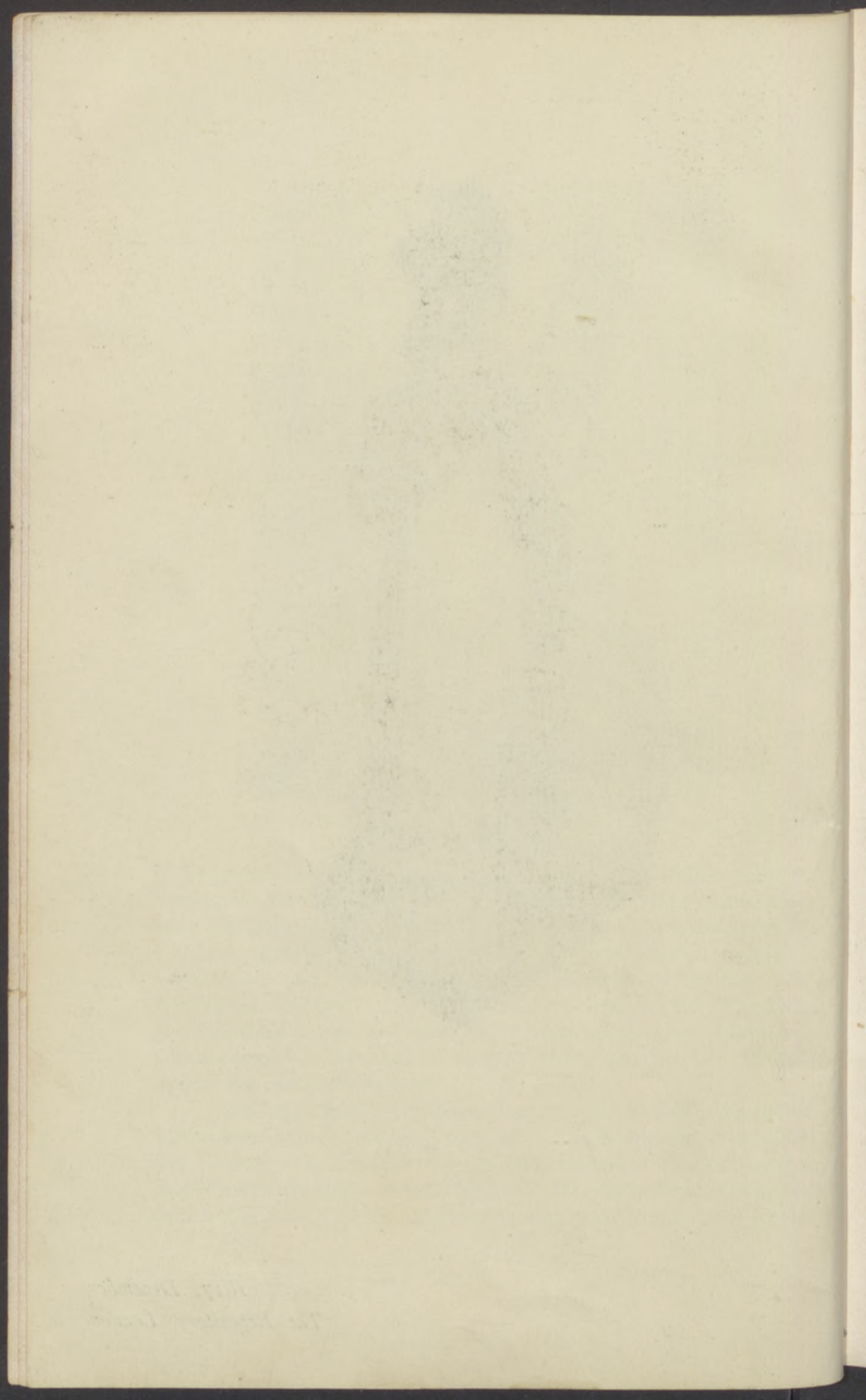
1819, April *The Repository*

nicht gegen eine Verwaltung schützen kann, die mit Hilfe einer reaktionären Bureaukratie, eines gefügigen Richterstandes und einer stets gehorsamen Polizei dem Staatsoberhaupt ein autokratisches Regiment gestattet. Anfangs waren die neuen Ideen jedenfalls noch so mächtig, daß die Fürsten den Wunsch der Völker nicht überhören konnten; Ludwig XVIII. beschenkte die Franzosen mit der Charte und in Deutschland begann man, die alten landständischen Verfassungen hervorzusuchen, um sie den Bedürfnissen der Zeit anzupassen.

Aber Legitimität, Gottesgnadentum und Volksrechte geben zusammen keinen guten Klang und die Kabinette, vor allem das Wiener, das von nun an ein Menschenalter hindurch unter Metternichs Leitung ausschlaggebend für deutsche Verhältnisse sein sollte, ließen es sich angelegen sein, bald auch die beschei-



1817, Dezember
The Repository, London





1819 *The Repository*

denen Anfänge, die mit der Verwirklichung verfassungsmäßiger Zustände gemacht worden waren, wieder zu beseitigen und zu den alten Verhältnissen vor 1789 zurückzukehren, wenn auch nicht alle in der schroffen Weise, wie König Viktor Emanuel von Sardinien, der, alles inzwischen Geschehene völlig ignorierend, sein Land auf 1770 zurückzuführen gedachte, wie Ferdinand VII. von Spanien, zu dessen ersten Regierungshandlungen die Wiedereinführung der Inquisition gehörte, oder gar wie der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen, der den Wiederbeginn seiner Regierung an den Tag knüpfen wollte, da er 1806 das Land hatte verlassen müssen. Nicht nur führte er Puder und Zopf wieder ein, alle Steuern, die inzwischen von der Kgl. westfälischen Regierung erhoben worden waren, wurden als nicht geleistet betrachtet und mußten nochmals gezahlt werden,

die Käufer der Domänen wurden ohne Entschädigung ihres Eigentums beraubt usw.

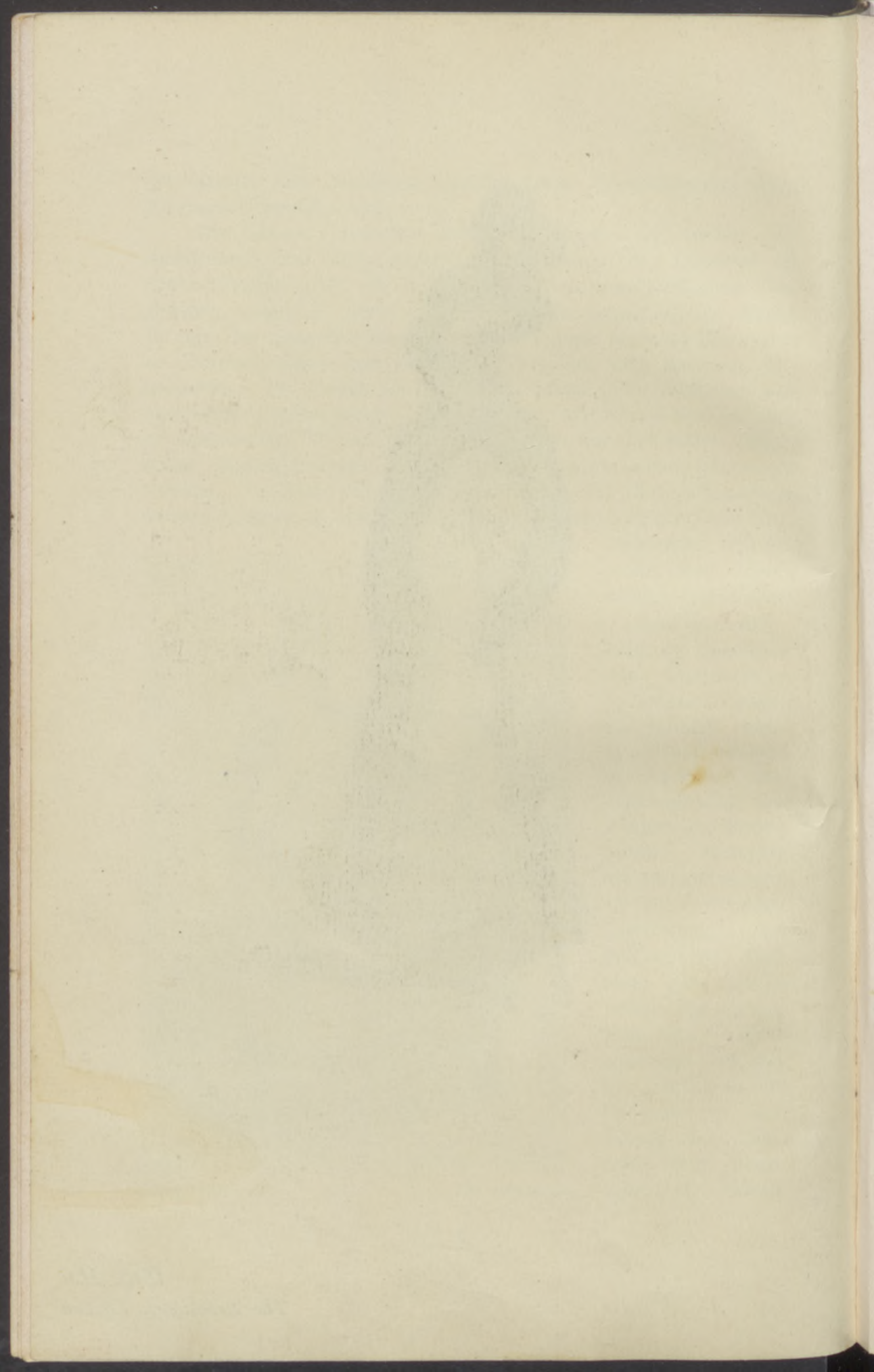
Die Gewalt vermochte wohl, den Bürgern die Rechte vorzuenthalten, auf deren Ausübung sie zählten, das Interesse an diesen Fragen aber, die Teilnahme an den innerpolitischen Vorgängen, konnte sie nicht unterdrücken, im Gegenteil, der starke D uck, der ausgeübt wurde, um die Keime liberaler Regungen zu ersticken, führte nur dazu, daß dieselben sich kräftiger entwickelten. Die Politik als Faktor des öffentlichen Interesses war nicht mehr auszuschalten, sie beherrschte alle Kreise und mischte ein unheilvolles Moment der Zwietracht in die Diskussion öffentlicher Angelegenheiten, die sofort zur Parteisache degradiert werden. In Frankreich wird nur dadurch der 1817 beginnende Prozeß Fualdès zu einer cause célèbre, deren ursprüngliche Veranlassung, ein gewöhnlicher Mord, völlig in den Hintergrund gedrängt wird, wo Schuldige und Unschuldige, Richter und Zeugen gleichmäßig kompromittiert werden, bis das wenige Tatsächliche von den Wogen der entfesselten Parteiwut hinweggeschwemmt ist. Das Verbrechen Contrafattos an der fünfjährigen Hortense Lebon, eine Affäre, die nur den Strafrichter hätte angehen sollen, fällt wie Zunder in ein Pulverfaß in den Kampf der Liberalen und Klerikalen; der Misse-



1819, März *The Repository*



1819, Mai
The Repository, London





Klein, Reisegefährten. 1818 — *Radierung*

täter ist ein Geistlicher, also ist sein Schicksal besiegelt und er darf auch zwanzig Jahre später noch nicht auf Gerechtigkeit hoffen. In Deutschland bemächtigt sich, im Kampf der Juristen und der Laien um das Schwurgericht das Interesse des Prozesses Fonk, der, Kaufmann in Köln, nicht ohne schwerwiegende Gründe verdächtigt war, den jungen Cönen umgebracht zu haben, und die erregte öffentliche Meinung ruht nicht, bis der Angeklagte 1823 losgesprochen ist, wenn auch mit 150000 Gulden Gerichtskosten belastet.

In Deutschland ergriff die politische Bewegung die studierende Jugend und führte zu den stürmischen Szenen des Wartburgfestes vom 18. Oktober 1817, wo einige Eiferer außer den Schriften mancher unbeliebter Autoren auch den Korporalstock, die Schnürbrust und andere Attribute der Reaktion verbrannten. Die Verfolgungen, welche über die als Demagogen Verdächtigten hereinbrachen, haben damals Unzählige, und unter ihnen nicht die Schlechtesten (wer denkt dabei nicht an Fritz Reuter?), ihre auf eine Aenderung der bestehenden Zustände gerichteten Pläne, ja oft nur Hoffnungen, mit jahrelangem Kerker, mit dem

Ruin ihrer Existenz, ja mit dem Leben selbst bezahlen lassen, aber sie haben nicht verhindern können, daß die freiheitlichen Ideale in Köpfen und Herzen nur um so fester saßen.

In Deutschland wie in Frankreich schied sich die Nation in zwei Lager, auf der einen Seite die Regierungen mit ihrem aristokratischen Gefolge und ihrer Bureaukratie, auf der anderen Seite das liberale Bürgertum; in einer Gegenwart voll Unruhe und Mißmut suchten die einen das Heil in der Vergangenheit, die anderen in der Zukunft, keine Brücke führte über den Abgrund, der beide trennte, keine Verständigung war zwischen diesen Parteien möglich. Aus dieser Zeit der tiefsten gegenseitigen Abneigung zwischen Regierungen und Regierten ist in weiten Kreisen des Volkes das Mißtrauen übrig geblieben, das nach wie vor wie etwas Selbstverständliches in jeder



1820 Journals des Dames



1820, Oktober The Repository



Ingres, Dame mit Schirm *Zeichnung*

Regierungshandlung etwas dem Gemeinwohle Schädliches wittert. Und als wäre es nicht genug an diesem Zwiespalt, der im fruchtlosen Hader der Parteien den Nachbar dem Nachbarn entfremdet und die feindlich gegeneinanderhetzt, die doch in Eintracht Hand in Hand gehen sollten, tiefe Gegensätze offenbaren sich plötzlich zwischen den Völkern und in demselben Augenblick, wo die erlesensten Geister die Goethe, die Humboldt, die Schiller sich ihres Weltbürgertums froh bewußt werden und über die Schranken fremden Volkstums hinweg verwandten Seelen die Hand zum Bunde reichen, da erwacht ein Widerspruch, der im Gegensatz zu einem die Unterschiede verwischenden Kosmopolitismus die Nationalitäten ihre Eigenart eifersüchtig betonen läßt. Kreolen und Mulatten von Mittel- und Südamerika empören sich gegen Spanien, in dem selbst Basken und Katalanen gegen Kastilianer aufstehen. Von 1817 datiert mit der Entdeckung der Königinhofer Handschrift die von Wenzel Hanka erfundene böhmische Nationalliteratur, ein tschechisches Nationalgefühl erwacht; 1821 beginnen die Neugriechen das türkische Joch abzuschütteln; 1830 empören sich die Polen gegen ihre russischen Unterdrücker; 1831 trennen sich Wallonen und Holländer und kaum später besinnen sich die Magyaren auf ihr Volkstum, die Herren hören auf, in ihren Landtagen Lateinisch zu reden und sprechen Ungarisch; Italien aber, zum Teil unter fremder Herrschaft, zum Teil in kleine Staaten zerspalten, sucht zur Einig-



Gérard, Mme. Adélaide *1821*
Musée de Versailles



Begas, Familienbild. 1822 *Wallraf-Richartz-Museum, Köln*

keit zu gelangen, ein Netz von Geheimbünden und fortgesetzte Verschwörungen bedrohen die öffentliche Ordnung, die Ruhe der Regenten.

Die Völker untereinander uneins und gegeneinander erbittert, Mißtrauen oben und Haß unten, dieser Boden war wohl vorbereitet für eine Saat, die auf ihm gedeihen und ein neues Element in das öffentliche Leben bringen sollte: das politische Attentat. Attentate haben stattgefunden, solange es Tyrannen gibt, aber sie bleiben glücklicherweise vereinzelt, bis aus der Zeitstimmung leidenschaftlich erregter Jahre, wie etwa der Religionskriege des 16. Jahrhunderts, der Mord so häufig hervorbricht, wie der Blitz aus gewitterschwangerem Gewölk. Vor dem 19. Jahrhundert relativ selten, sind die Attentate, die aus politischen Gründen vollbracht wurden, in diesem in allen Ländern und bei allen Völkern so häufig geworden, daß man in den Jahren, von denen wir hier sprechen, vielleicht

mehr zählen wird, als in ebensoviel Jahrhunderten der Vergangenheit.

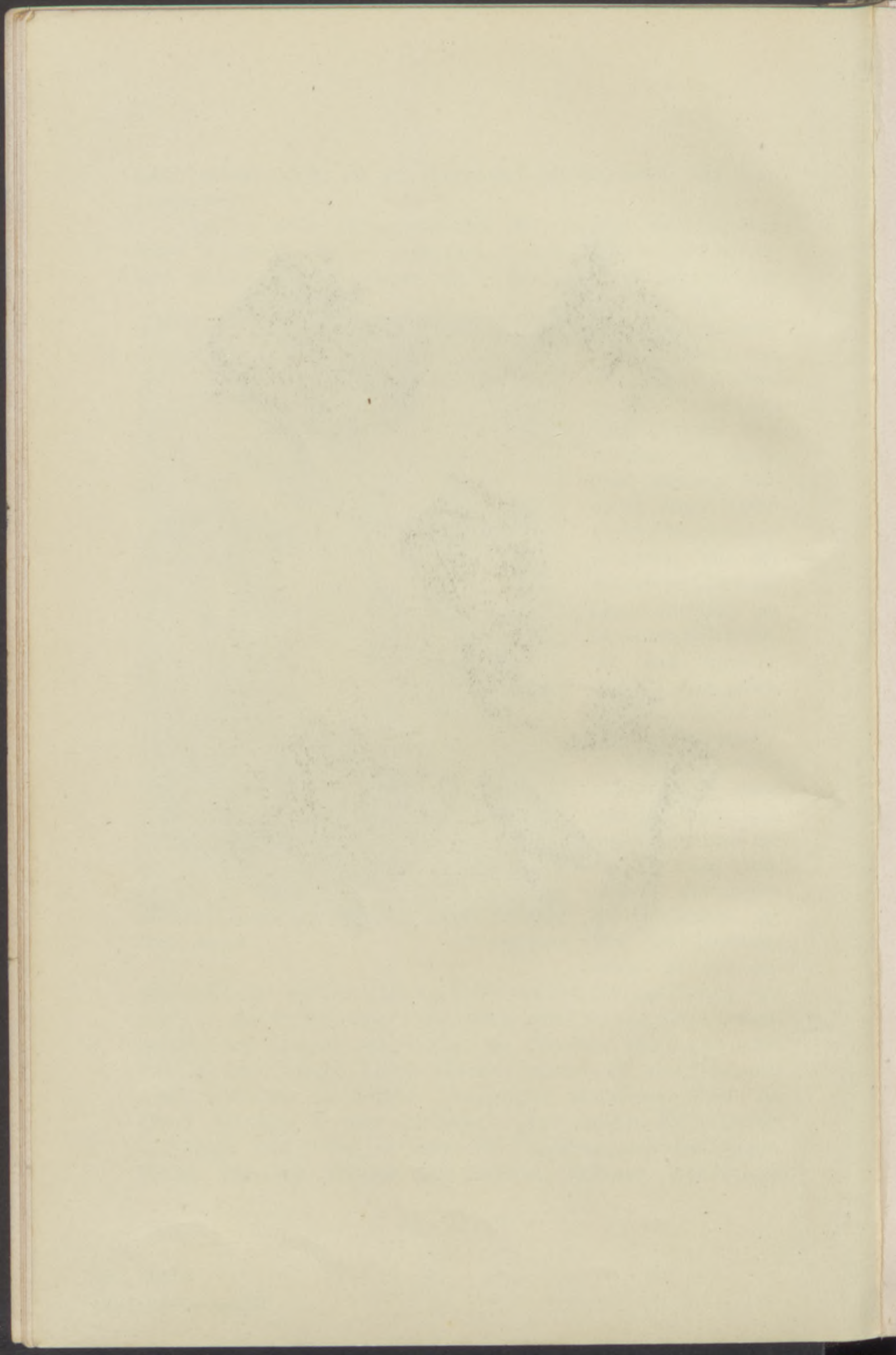
Am 23. März 1819 ermordet der Student Karl Ludwig Sand in Mannheim den russischen Staatsrat August von Kotzebue, wenige Wochen darauf, am 1. Juli 1819, fällt ein anderer Student, Karl Löning, den nassauischen Minister von Ibell an, und wenn man z. B. in den Tagebüchern und Briefen von Gentz liest, welchen Eindruck diese Taten auf die Machthaber ausübten, wie der Schreiber, in seinem bösen Gewissen erschüttert, sich fürchtet und tagelang nicht auszugehen wagt, als einmal ein fremder junger Mensch in Gastein ankommt, dann wundert man sich nicht mehr über die drakonischen Maßregeln, die gegen die Studenten, gegen die Universitäten in Anwendung gebracht wurden. Am 13. Februar 1820 fällt der Herzog von Berry in der Pariser Oper dem Dolch eines fanatischen Fürstenhassers, wie Louvel zum Opfer; im Fasching 1824 ermorden Faktiöse den Marquis Loulé, Minister Johanns VI. von Portugal; 1825 bedrohen die Sergius Trubetzkoi, Murawjew, Paul von Pestel Nikolaus I. von Rußland; 1831 erliegt Kapodistrias in Nauplia und in den 18 Jahren der Regierungszeit des Bürgerkönigs folgt ein Attentat dem anderen, Schüsse, Dolchstiche



1820, August *The Repository*



1820, Juli
Wiener Zeitschrift



und Höllenmaschinen, wie jene Fieschis, bei deren Explosion am 28. Juli 1835 der Marschall Mortier getötet wurde; Ludwig Philipp durfte schließlich nicht mehr ausgehen, sich nicht mehr auf dem Balkon der Tuilerien zeigen, ohne Mordanfällen ausgesetzt zu sein.



1820, Februar *The Repository*

Wie eine Seuche grassiert die Manie, durch ein Attentat auf die Person des Herrschers seine politische Mißstimmung zu dokumentieren; nur durch ein Wunder entgeht die Königin Viktoria 1840 zwei Attentaten, die in rascher Folge auf sie ausgeführt werden, und Friedrich Wilhelm IV. dankt sein Leben nur der schlechten Beschaffenheit der Waffe des Bürgermeisters Tschech, der am 26. Juli 1844, als König und Königin eben nach Schlesien abreisen wollten, vor dem Schloß-

portal in Berlin auf den Monarchen feuerte. Bis in die kleinsten Gemeinwesen trägt der Parteigeist den politischen Mord, muß doch 1845 in Luzern der Schultheiß Leu seine Führerschaft der Ultramontanen mit dem Tode büßen.

Diese Verbrechen, welche sich binnen weniger Jahre in unerhörter Häufigkeit ereignen, bilden einen Gradmesser für die politische Stimmung jener Jahre, in denen Unzufriedenheit und Aufregung um so weiter um sich greifen, je stärkere Anstrengungen von oben gemacht werden, sie zu unterdrücken. Aber die viel berufenen und vielgeschmähten »modernen Ideen«, der Liberalismus, der den Machthabern um so verhaßter war, als er ihnen als das Kind der Revolution erschien, liessen sich nicht mehr erstikken es war ihnen in diesen Jahren ein Bundesgenosse erstanden, der sich als unbesiegbar erwies, den die Herrschenden nicht umsonst der Hydra verglichen, der statt eines abgeschlagenen Hauptes zwei nachwachsen: die Presse. Wohl gab es schon früher Zeitungen, Berlin hat seine »Vossische« seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, England seine »Times« seit dem Jahre 1780, aber die Blätter der alten Zeit mit kurzen Tagesneuigkeiten waren ohne Einfluß und jeweils nur als Sprachrohre der Regierungen zu betrachten, die durch sie bekannt werden ließen, was ihnen nützlich erschien.



Mansion, Miniaturbildnis
Wallace Collection, London

Eine Presse als Wortführerin der öffentlichen Meinung gibt es erst seit 1815, als die von Ludwig XVIII. Frankreich oktroyierte Charte ihr, die bis dahin von Napoleon streng überwacht und eingeschränkt war, die Freiheit gab, und die technische Entwicklung der Druckpresse zur Schnellpresse die Möglichkeit bot, 2000 Bogen in der Stunde abzuziehen. Sofort entstand in Frankreich eine Tagespresse, die mit ihrer



Mme Récamier in ihrer Wohnung. 1824 — *Lithographie von Aubry-Lecomte nach de Juinne*



1821 Journal des Dames



The Repository 1821

raschen und regelmäßigen Verbreitung, mit der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinung, mit ihrer leidenschaftlichen Tätigkeit das Erstaunen und die Bewunderung ganz Europas erregte und, fügen wir gleich hinzu — die Furcht der Regierungen. Konstitutionelle Blätter, wie das »Journal des Débats«, der Opposition angehörige wie der 1815 entstandene »Constitutionnel«, den später Thiers zum größten Einfluß führen sollte, wie der »Globe«, der »National« verpflanzen die rhetorischen Kämpfe der Parteien aus der Kammer auf den Boden des täglichen Lebens, der volle Strom der Politik ergießt sich in das bürgerliche Leben, die Zeitung schafft eine öffentliche Meinung, die Zeitung wird Bedürfnis. Der Geist, den sie selbst beschworen, erfüllt die Herrschenden aber mit Schrecken und so beginnt der Kampf gegen die Presse eigentlich in demselben

1822, Januar *Journal des Dames*





1823, Dezember *Journal des Dames* *1823, Mai*

Augenblick, in dem ihr die Freiheit gegeben wird, aber weder die Zensur noch Maßregelungen und Schwierigkeiten aller Art, können die Entwicklung aufhalten und der Versuch, die Presse einer Präventiv-Zensur zu unterwerfen, die polizeiliche Erlaubnis der Publikation von einer Prüfung des Inhalts der Zeitung vor der Drucklegung abhängig zu machen, kostet Karl X. seinen Thron.

Der Krieg, den die französische Regierung gegen die Preßfreiheit geführt hat, ein Krieg, der 1826 begann, um erst 1830 mit der Exilierung der Bourbonen zu enden, erfüllte die Bevölkerung mit immer steigender Erbitterung, bei Paraden empfing den König statt des: »Vive le roi« ein: »Es lebe die Preßfreiheit!« und daß die Damen an dieser Frage nicht weniger leidenschaftlich teilnahmen als die Herren, beweist der Aus-



1825, Juli
Wiener Zeitschrift





Ingres, Dame mit Lorgnon *1823*

spruch jenes jungen Mädchens, das auf einem Ball beim Bankier Laffitte zum Tanz aufgefordert, dem Herrn antwortet: »Erst sagen Sie mir: Sie sind doch auch für die Preßfreiheit?« Der Waffenstillstand wenigstens, welcher der Presse in Frankreich 1830 zuteil wird, verleiht ihr einen gewaltigen Aufschwung, Emile de Girardin schafft die billige Zeitung mit Nummernverkauf und führt damit eine völlige Wandlung ihres Wesens herbei.

Bis dahin waren die Blätter nur gegen ein teures Jahresabonnement zu haben gewesen, jetzt machte sie ein geringer Preis auch den Unbemittelten zugänglich. Bis dahin rührten sie von Schriftstellern mit berühmten Namen her, ihr Inhalt machte literarische Ansprüche, jetzt beginnt der unbekannt bleibende Journalist ihre Spalten zu füllen; unter der Restauration

galt es nicht für schicklich für ein Blatt, das sich respektierte, Börsennachrichten zu bringen, unter dem Bürgerkönigtum dagegen beansprucht die Börse einen immer weiteren Raum, ja die Presse tut den letzten Schritt zur Allmacht: sie erobert die Frau dadurch, daß sie Inserate aufnimmt und Romane bringt; Alexander Dumas, Eugène Sue, Honoré de Balzac waren die ersten, welche ihre Romane in Tageszeitungen erscheinen ließen, wie hätte diesen nicht der Erfolg gehören sollen?

Deutschland war nicht in derselben glücklichen Lage wie Frankreich; wohl besaß es in dem von Joseph Görres geleiteten »Rheinischen Merkur« ein vorzüglich geleitetes und furchtlos geschriebenes liberales Blatt, dem andere, nicht weniger tüchtige wie Ludens »Nemesis«, Okens »Isis« u. a. zur Seite standen, aber die Karlsbader Beschlüsse von 1819, eine direkte Folge von Sands Tat, haben die deutsche periodische Presse geknebelt. Die vorgängige Zensur machte ein offenes Wort zur Unmöglichkeit, hohe, von den Verlegern geforderte Kautionen hinderten die Unternehmer, enorme Stempelsteuern verteuerten das Abonnement und erschwerten so die Verbreitung. So entstanden denn zwischen 1823 und 1847 in Deutschland auch nur etwa 22 neue politische Zeitungen, die, in der freien Aeußerung ihrer Meinung in jeder Weise gehindert, an Verbreitung und Einfluß es mit denen Frankreichs nicht aufnehmen konnten. In Deutschland hat sich die öffentliche Meinung erst sehr allmählich zu einer Macht entwickelt. Die werbende Kraft der neuen Ideen war anfänglich überhaupt außerordentlich gering. Als die Liberalen 1821 in Neapel eine Verfassung durchge-



1823, Mai *Journal des Dames*



Devéria, Schmollendes Paar *Kupferstichkabinett, Berlin*

setzt haben und Oesterreich seine Armee einrücken läßt, um den König von derselben zu befreien, da marschiert das Heer durch das ganze Land, ohne den von den Konstitutionellen mobil gemachten Truppen überhaupt nur zu begegnen und Gentz kann einen von gerechtfertigtem Hohn strotzenden Bericht über diese »liberalen Helden« schreiben. Ebenso mühelos unterdrückt Bubna die Verfassungsbewegung in Piemont und genau so geht es 1823 in Spanien, als der Herzog von Angoulême bis Cadiz spaziert und statt eines gefürchteten Guerillakrieges à la 1809—14 völlige Gleichgültigkeit ihn empfängt. Weil ihm der Gegner absolut keine Gelegenheit zu Heldentaten gewährt, ist er schließlich im letzten Augenblick genötigt, um nicht ohne Lorbeeren heimzukehren, den kaum verteidigten Trocadéro stürmen zu lassen.



Ingres, Monsieur Leblanc, 1823 *Coll. Bonnat, Bayonne*

1825 versucht eine Gruppe verschworener Offiziere Rußland eine Konstitution zu geben, aber ihr Unternehmen scheitert kläglich, an der eignen Kopflosigkeit nicht minder als an der

Unwissenheit des Volkes, welches die Konstitution für die Frau des Großfürsten Konstantin hält!



Grimm, Heinrich Heine *1827*

Das liberale Bürgertum, nicht nur in Deutschland, blieb mit seinen Sympathien und Antipathien auf ein müßiges Zuschauen beschränkt, es muß geschehen lassen, daß die Großmächte den Griechen nach einem langjährigen Befreiungskampf einen deutschen Prinzen als Selbstherrscher aufnötigen; es muß zusehen, wie Polen mit Preußens passiver Hilfe zu Boden geschlagen wird; es muß dulden, daß auch die Belgier ihren Freiheitskampf nur zugunsten eines koburgischen Prinzen geführt haben.

Der erste bescheidene Erfolg des deutschen Liberalismus ist die Vertreibung des Herzogs von Braunschweig, der nach skandalöser Mißregierung am 6. September 1830 das Land verlassen muß, während sein in Flammen stehendes Schloß ihm den Weg erleuchtet!



Gérard, La duchesse de Broglie *1823*

Im übrigen konnten die Bürger ja warten, waren sie doch im Besitz der beiden Faktoren, welche auf die Dauer doch allein die Macht verleihen: Besitz und Bildung. Der Adel war in Frankreich durch die große Revolution um Einfluß und Eigentum gekommen; in Deutschland, zumal in Preußen, haben die Neuregelung der grundherrlichen Verhältnisse dem hohen wie dem minderen Adel Wunden geschlagen, von denen derselbe, der schon in den Jahren der napoleonischen Unterdrückung und der Freiheitskriege die größte finan-

zielle Einbuße erlitten hatte, sich nicht mehr erholt hat. Während nun der Adel allmählich den Grundbesitz verliert und in Hof-, Beamten- und Militärdienste gedrängt wird, die bei großen Ansprüchen und kärglicher Entlohnung nur dazu dienen, ihn völlig verarmen zu lassen, schreitet das Bürgertum in seinem Wohlstand unaufhaltsam fort, kein Vorurteil hält es auf, kein Privileg hindert es. Ihm ist es unbenommen, zu verdienen und der Reichtum verleiht ihm bald das Selbstgefühl der eignen Wichtigkeit, Adel und Geistlichkeit haben im öffentlichen Leben ausgespielt, Handel und Industrie geben den Ausschlag. So rapide ist der Aufschwung, daß schon unter Karl X. Sosthène de la Rochefoucauld den Monarchen darauf aufmerksam macht, daß der König ja nur noch scheinbar die Macht in Händen habe, Krieg und Frieden hingen nicht mehr von seinem Willen, sondern von vier oder fünf großen Bankiers ab. Als wenig später der Bürgerkönig auf dem Thron, Bankiers auf den Ministersesseln sitzen, da gibt das berüchtigte »Enrichissez-vous« die Parole des Tages, die Allmacht des Geldes ist unumschränkt anerkannt, das Geld hat die Unterschiede von Rang und Stand verwischt, die Gesellschaft kennt keine Kasten mehr, nur noch Besitzende und Besitzlose.



Ingres, Mme. Delorme *1828*

Das Bürgertum hat für seine Arbeit einen Bundesgenossen gefunden, dessen ungeheurer Einfluß sein Vermögen ins Ungemessene vergrößerte, die Dampfkraft. Die Dampfmaschine wurde im 18. Jahrhundert erfunden, aber ihre Verbreitung, die unzähligen Verbesserungen, die ihre Anwendung immer allge-

meiner werden ließen, datieren erst aus dem 19. Jahrhundert. Während England 1810 gegen 5000 Dampfmaschinen im Fabrikbetrieb hatte, arbeiteten zur gleichen Zeit in Frankreich etwa 200; in Preußen eine, aber von 1830 an nimmt die Verwendung derselben mit einer Schnelligkeit zu, welche die Volkswirte in Erstaunen und Besorgnis versetzt. Indem man gleichzeitig alle Entdeckungen der Wissenschaft für die Praxis nutzbar macht, wird eine Industrie ins Leben gerufen, welche die Gesellschaft gründlicher umgestürzt hat, als alle Verfassungen es je vermocht hätten; die Industrie hat die Lebensbedingungen von Millionen von Menschen vollständig umgewälzt und ihnen materiell wie moralisch einen anderen Boden für ihre Existenz bereitet. Die Wohlfahrt der Industrie wurde auch von den Regierungen um so lebhafter gefördert, je mehr sie anderseits bestrebt waren, die Geister von der Politik abzuhalten und so beginnen auch bald die Ausstellungen, die, für die Zeit etwas völlig Neues, als Marksteine wirtschaftsgeschichtlicher Entwicklung betrachtet werden dürfen.

1818 hatte München seine Industrieausstellung, 1824 Dresden, 1827 Berlin; sie galten aber nur den Erzeugnissen ihrer Länder, die erste allgemeine deutsche fand 1842 in Mainz statt und 1843 sah England die erste in Manchester, 1844 Berlin eine solche des preußischen Zollvereins im Zeughaus.

Die gleichen Menschen, welche staunend die Revolution gewahr werden, welche die Maschine in den Fabriken vollbringt, sahen mit womöglich noch größerer Verwunderung, wie der Dampf auch dem Verkehr völlig neue, nicht einmal geahnte Bahnen weist. In Amerika sollen 1812 schon mehr als 50 Dampfschiffe in Betrieb gewesen sein, auf dem europäischen Kontinent aber war der Dampfer, der 1816 zwischen Paris und Rouen den Verkehr vermittelte, das erste Schiff, das man aus eigner Kraft fahren sah und dessen Erscheinung nicht nur die normännischen Bauern, sondern auch die eleganten Pariser mit Staunen begrüßten. Auf dem Rhein und der Elbe zeigten sich die ersten Dampfer 1818, auf der Donau erst 1830. Von nun an geht es aber wirklich mit Dampf voran, wofür vielleicht am deutlichsten die Zahlen sprechen, England hat 1815 zwanzig Dampfschiffe in Betrieb, 1823 = 160, 1830 = 315, 1838 = 538 und erbaut 1833 den ersten Kriegsdampfer.

Weit größer noch als die Verwunderung, welche die Dampf-



1826, Juni *Wiener Moden*

schiffe erregt hatten, war der Unglauben, der die ersten Lokomotiven empfing! Schienenwege, auf denen der Wagenverkehr mittels Pferdekräften stattfand, gab es außer in England auch in Oesterreich schon seit 1832, zwischen Linz und Budweis, — daß aber Dampfkraft imstande sein sollte, Wagen mit Menschen zu befördern, schien unglaublich und eine ganze Bibliothek ist zusammen geschrieben worden, um die Unmöglichkeit davon zu beweisen, berühmte Gelehrte, wie der Physiker Arago äußerten sich 1836 noch auf das Absprechendste über diese Erfindung und doch fuhr seit 1830 schon die erste Lokomotive zwischen Liverpool und Manchester. Am 7. Dezember 1835 wurde die erste Eisenbahn in Deutschland, von Nürnberg nach Fürth, eröffnet, 1837 folgte die Verbindung zwischen Leipzig und Dresden, im gleichen Jahr Paris-St. Germain, 1838 die Linien Wien-Wagram und Berlin-Potsdam. Den Prophezeiungen der Schwarzseher schienen bald die Unglücksfälle recht geben zu wollen, die, wie die große Katastrophe auf der Strecke Paris-Versailles im Jahre 1842, die gegen 100 Reisenden u. a. auch dem berühmten Weltumsegler Admiral Dumont d'Urville das Leben kostete, schließlich nur bewiesen, daß die neue Einrichtung Mängel hatte und daß der Mensch die Kraft, die er in seinen Dienst zwang, noch nicht genügend kannte.



Schwind, Ausschnitt aus: Spaziergang vor dem Tore, 1827

Die Dampfkraft, die einen Industriebetrieb im



Schwind, Spaziergang vor dem Tore (Ausschnitt) *1827*

großen überhaupt erst ermöglichte, indem sie die Mittel bereitete, Massenartikel nicht nur zu erzeugen, sondern dieselben auch sofort in weiteste Fernen zu verbreiten, machte Tausende reich, aber sie drückte Hunderttausende in eine Abhängigkeit hinunter, schlimmer, hoffnungsloser, entwürdigender, als es je die Hörigkeit im Feudalstaat gewesen war. In demselben Augenblick, in dem der neue Industriestaat seine Bevölkerung in zwei Klassen trennt, in dem er nur noch Reiche und Arme kennt, da stehen diese sich auch als Todfeinde gegenüber und es beginnt ein Krieg zwischen ihnen, dessen Ende die Menschheit noch erleben soll. In England glaubte die Tory Regierung den wiederholten Streiks, welche den Markt beunruhigen und deren Ausschreitungen die öffentliche Ruhe und Ordnung revolutionär bedrohen, nur durch eine Rechtsbeugung begegnen zu können, sie nimmt den Arbeitern 1825 das Koalitionsrecht; 1834 kann der Streik der Seidenweber in Lyon nur durch einen fünftägigen blutigen Straßenkampf beendet werden, zwei Jahre ziehen sich 1837—38 die Unruhen der Spinner und der Nobs in Glasgow hin und auch die hungernden schlesischen Weber bringt 1844 nur der Säbel zur Raison des Polizeistaates: Maul halten, arbeiten, Steuern zahlen.

Da schleudert Proudhon der für ihre Reichtümer zitternden



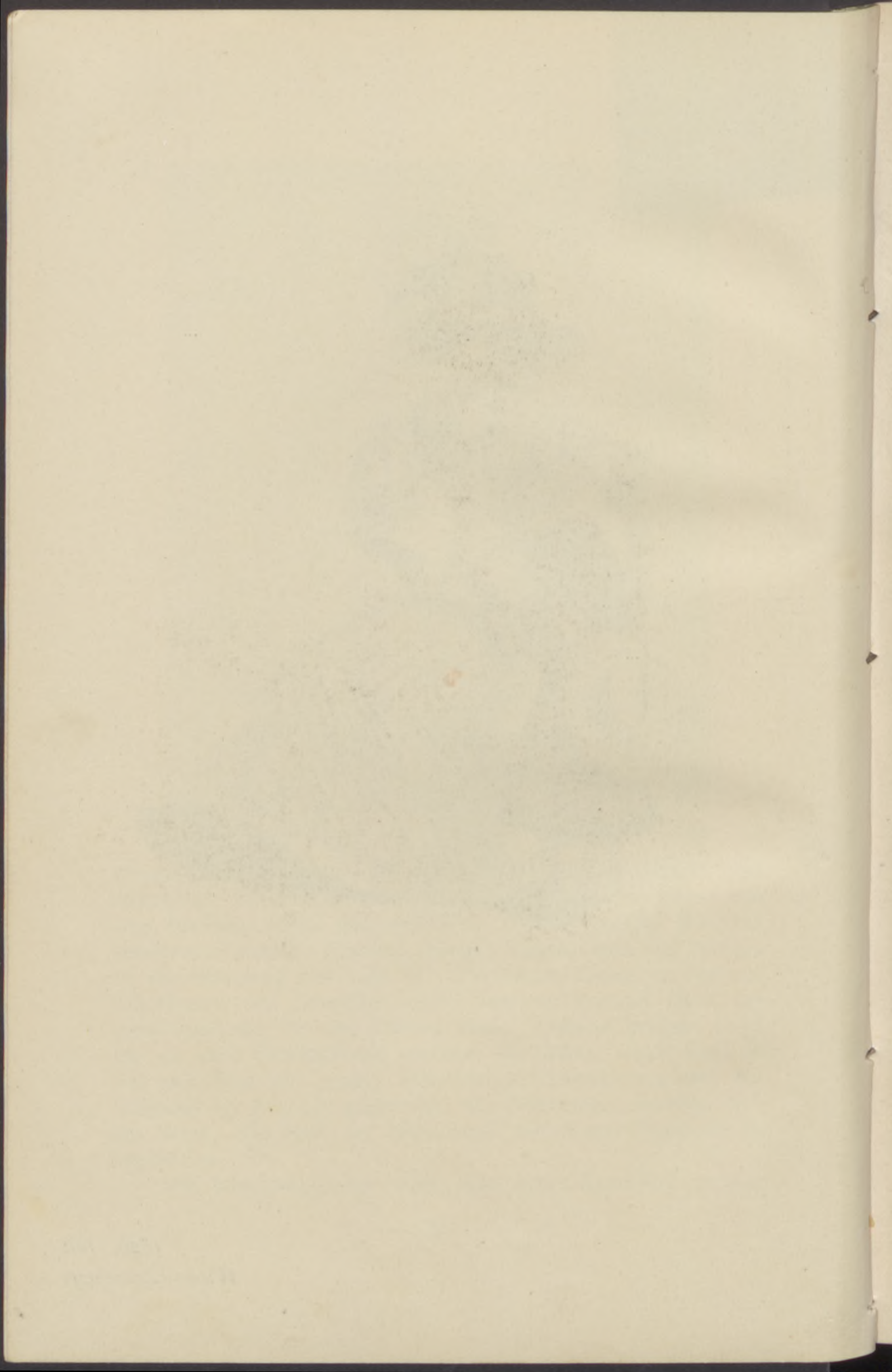
Ingres, Mme. Gatteaux *1829*

Bourgeoisie seinen Haß und seine Verachtung ins Gesicht, und sein Wort: »Eigentum ist Diebstahl!« leuchtet der Armut wie eine Flamme, schön und gefährlich. Die allgemeine Not, die verfahrenen sozialen Zustände nötigen Regierungen und Private, an die Besserung der Lage der arbeitenden Klasse zu denken, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt gründet 1818 die erste Sparkasse für den kleinen Mann, England beginnt 1833 bis 44 eine Gesetzgebung sozialer Wohlfahrt, 1840 wird in Val des Bois ein großes industrielles Unternehmen mit Beteiligung der Arbeiter gegründet, alle Philosophen machen sich ans Werk, das Heil der Menschheit mit neuen Systemen zu begründen.

Die Jahre 1830—36 sehen eine wahre Explosion sozialer

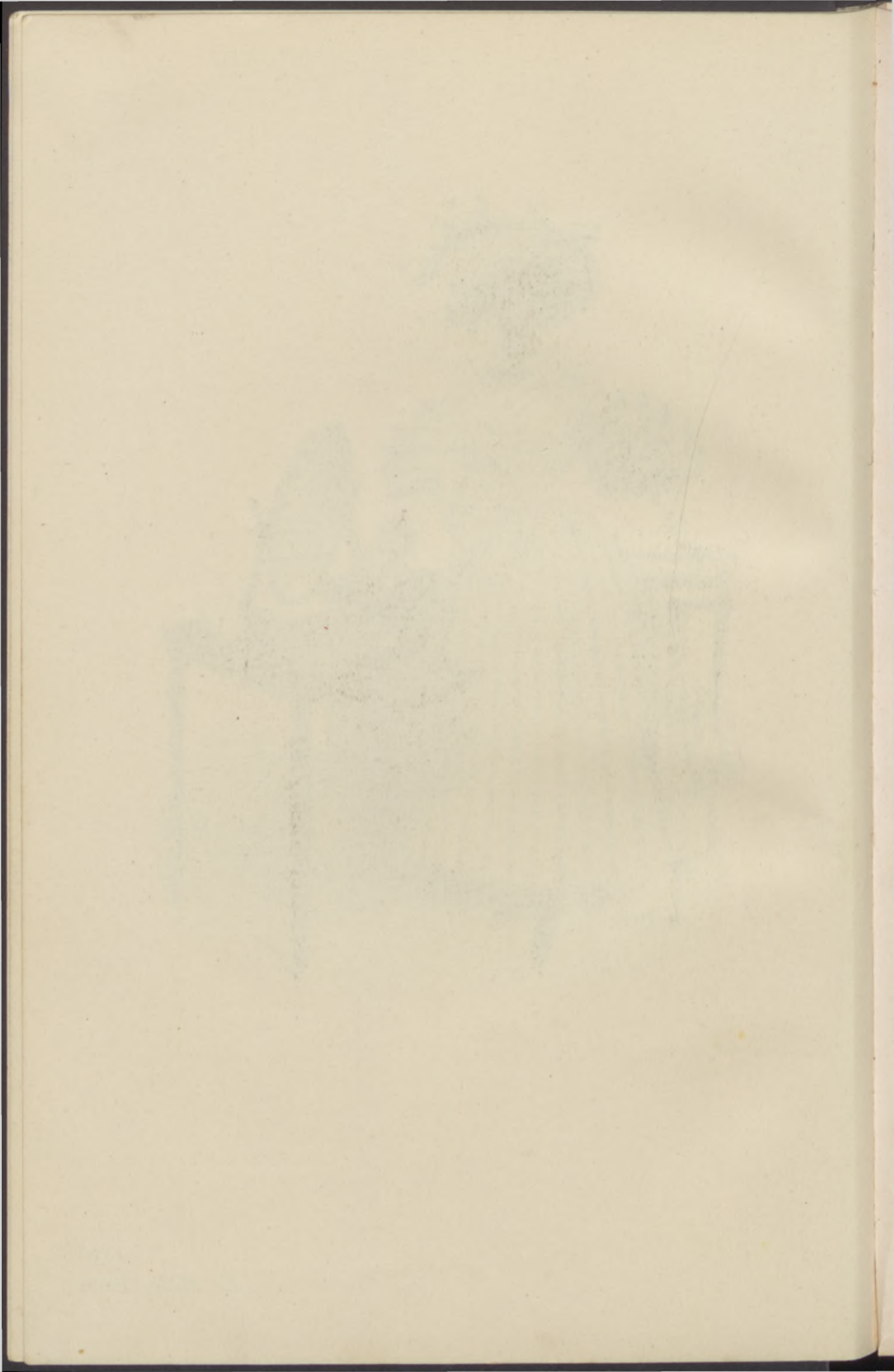


1826, Juli
Wiener Zeitschrift





1830
La Mode, Paris





Meyer, nach G. H. Harlow, Lord Byron

Ideen, der Sozialismus eines St. Simon kommt förmlich in Mode und da die Frauen sich seiner mit Leidenschaft bemächtigen, so dauert es nicht lange, bis die Sache des Père Enfantin an der Uebertreibung zugrunde geht. Der Kommunismus findet leidenschaftliche Vertreter, Cabet schreibt seine Reise nach Ikarien, als aber seine Utopie von Gönnern finanziert wird, löst sich binnen Jahresfrist alles in Mord und Totschlag auf. Menschenfreunde machen sich ans Werk, die, wie die Herzogin von Angoulême in Paris, Bettina in Berlin, systematisch die Wohltätigkeit üben oder wie Appert, der sich seit 1828 mit Eifer daran macht, den Gefangenen materielle und moralische Hilfe zu bringen. Dickens legt in seinen herrlichen humoristischen Romanen furchtlos die Schäden der gesellschaftlichen Einrichtungen bloß und erreichte auch, daß sie abgestellt werden, ja die Philantropen erleben die Genugtuung, daß England 1833 die völlige Emanzipation der Sklaven in seinen Kolonien durchführt.

Selbst die Frauen tragen in die Unruhe und Feindseligkeit



Krüger, Ausschnitt aus der »Parade« von 1839 *Kgl. Schloß, Berlin*

der Zustände ein neues Element der Zersetzung, lärmt doch seit 1830 die Frauenfrage. Im Gegensatz zu Balzacs »femme de trente ans«, der durch den Reiz ihrer Weiblichkeit unwiderstehlichen Siegerin, protestieren George Sand, die Gräfin Hahn-Hahn in dem von ihnen geschaffenen Typus der »femme incomprise« gegen die seelische Knechtung des Weibes durch den Mann; fordern die Emanzipierten politische Rechte und bürgerliche Gleichstellung für ihr Geschlecht; »das freie Weib« kennt nur noch Rechte aber keine Pflichten, die Fessel der Ehe ist abgestreift.

Immer neue Wunden zeigen sich am Körper der Gesellschaft; die ständig zunehmende Zahl der Selbstmorde, deren erschreckende Progression zum ersten Male seit 1835 in Dänemark offiziell festgestellt wird, alarmiert die Menschenfreunde, Philosophen, Theologen, Mediziner, Volkswirte forschen nach dem Grunde, um diesem Uebel zu steuern, aber sie stehen ratlos einer Erscheinung gegenüber, deren Wachstum und Verbreitung einem höheren Gesetz gehorcht, deren Tätigkeit des freien Willens ihrer Opfer spottet.

Es ist nicht das einzige Symptom von einem unheilbaren inneren Siechtum der Gesellschaft, für das die Wissenschaft keine Hilfe weiß, die Wissenschaft, die doch die höchste und letzte Instanz eben dieser Gesellschaft bildet; die Wissenschaft, deren Kultus an die Stelle der Religion getreten ist. Wissen —



Krüger, Aus der »Parade« von 1829 *Winterpalais, Petersburg*

Im Hintergrund Gottfried Schadow und Schinkel

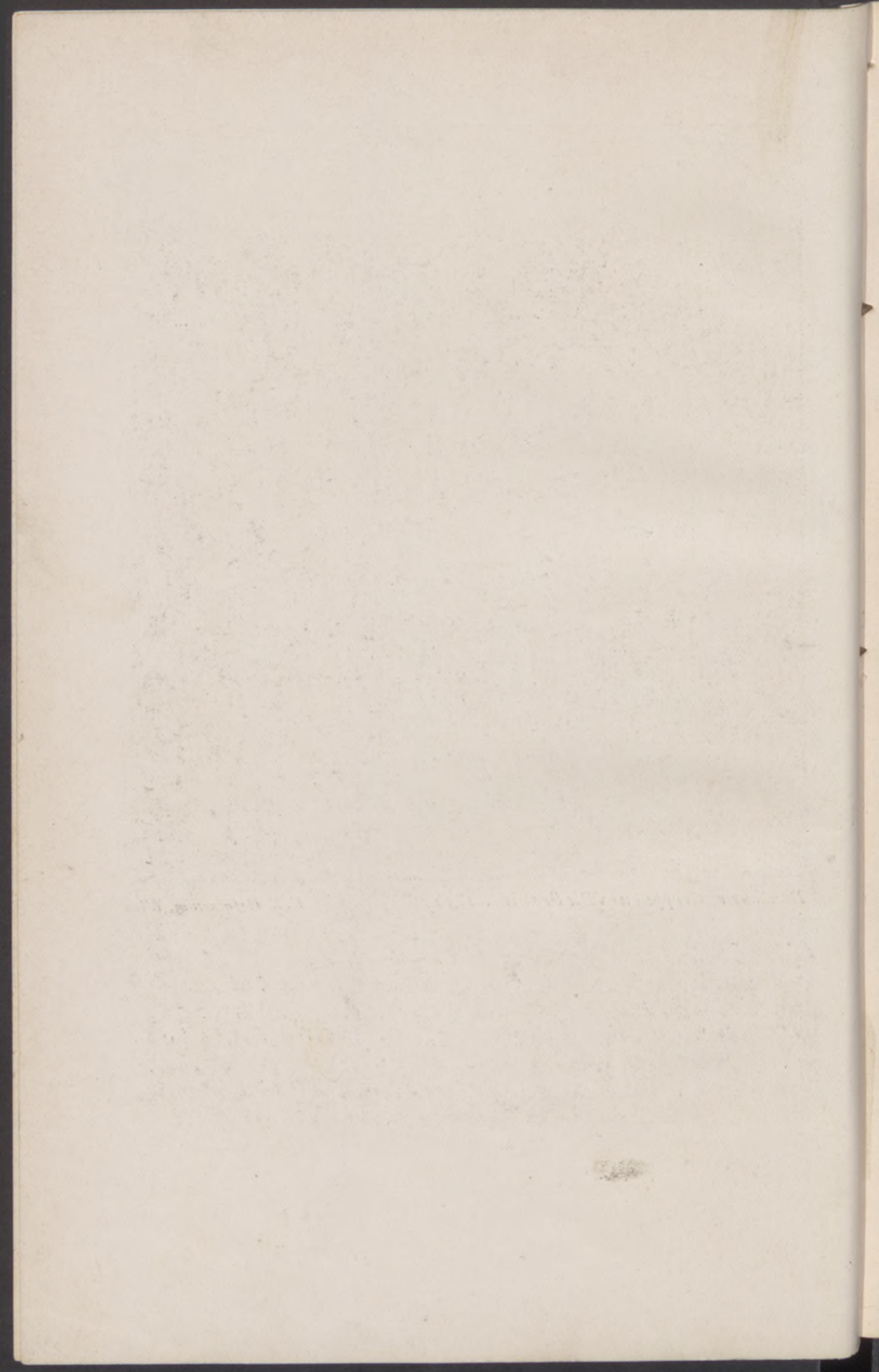
und sei es das beschränkteste Fachwissen — gilt mehr, als Bildung; der Gelehrte und sein Studium werden höher gewertet, als die Arbeit des Technikers, desKaufmanns, sie werden in einen geflissentlichen, absichtlichen Gegensatz zum soldatischen Beruf gebracht, der selbst in langen Friedensjahren in Deutschland als unnötig empfunden, nur noch als Müßiggang betrachtet wird. Im Gelehrten dagegen verehrte das Bürgertum gewissermaßen seine feinste Essenz, die höchste Vollendung bürgerlichen Geistes. Jahrzehnte hindurch durfte Deutschland zumal in den Gelehrten auch seine Führer in politischen Angelegenheiten, seine Vorkämpfer für die Freiheit sehen. Unter diesen hat es nicht an solchen gefehlt, die, wie die Luden und Oken in Jena, Arndt in Bonn, Rotteck und Welcker in Freiburg, Jordan in Marburg, die berühmten Sieben in Göttingen zu Märtyrern für die gute Sache wurden, und deren unblutiges Heldentum um so lauter bewundert und um so leidenschaftlicher gepriesen wurde, je heftiger sein Widerspruch zu den Regierungsgewalten gewesen war; nur die Opposition kannte Helden und zwischen 1820 und 1850 war in Deutschland niemand populärer als der Professor.



Delaroche, Henriette Sontag *1830*
Gemälde-Galerie, Dresden



Danhauser, Gruppe aus »Die Prasser«. 1836 *K. K. Hofmuseum, Wien*





Maurin, Entdeckt *Lithographie*



Quaglio, Familie am Starnbergersee (Ausschnitt) *1832*
Phot. Franz Hanfstaengl, München

»Mondbeglänzte Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält,
steig' herauf in alter Pracht,
wundervolle Märchenwelt!«

Im Gegensatz zu dem Geist, welcher die neue bürgerliche Gesellschaft und ihr Leben ganz und gar zu praktischer Betätigung drängt, einer Betätigung, deren Endzweck täglich stärker und täglich unverhüllter der Gelderwerb wird, steht der Geschmack der Zeit, welcher sich auf der Flucht vor den Realitäten des Tages befindet.

Während Handel und Industrie sich ununterbrochen ausbreiten, während immer neue Erfindungen und Entdeckungen der Zukunft entgegendrängen, während Lärm und Arbeit das Leben füllen, entflieht die Sehnsucht dem leidigen Alltag, um das Ideal

Neureuther, Familienbild. 1835

Phot. Franz Hanfstaengl, München



Joh. Adam Klein, Die Post auf dem Ehrenberger Paß

zu suchen, fern von Ort und Zeit, fern von Fabrik, Maschinen, Politik und Geld. Je brutaler die Gegenwart ihre Rechte fordert, um so weiter geht die Flucht in die Vergangenheit, je gewöhnlicher die Umgebung, um so weiter die Flucht in die Ferne, so findet die bürgerliche Gesellschaft am Beginn der neuen Zeit, die doch ihr gehört, das Ideal im Mittelalter. Wie in einem ausdrücklichen Widerspruch gegen das dringendste Bedürfnis der Zeit, welcher für alle Aeußerungen des bürgerlichen Lebens gebieterisch neue Formen fordert, suchen Dichtung und Wissenschaft, Tracht und Sitte, Leben und Kunst sich im Mittelalter zurecht zu machen, sie leugnen und hassen die Gegenwart und verlassen den festen Boden der Wirklichkeit, um im Unwirklichen, Unendlichen, Niegewesenen eine Heimat zu finden. Die nüchternen Ansprüche des Tages treten in ein krasses Mißverhältnis zu den ästhetischen Aspirationen; ein Zwiespalt klafft durch die Seelen, ein großes Unbefriedigtsein geht durch die Welt, man sucht überall nach Befriedigung und Befreiung, nur nicht im wirklichen, im realen Leben. Immer weiter entfernt man sich voneinander, alle Realitäten des Lebens werden gering geschätzt, die Prosa des Materiellen wird verächtlich; poetisch und unpraktisch wird zu einem Begriff, und Jakob Grimm stellt



Summers, Mr. Hancocks London—Paddington Motorcar »Enterprise«

als Forderung auf, daß der Gelehrte nur in völligem Rückzug von Leben und Gegenwart sein Genügen finden könne.

Müde war man der Aufklärung, die mit dem Geheimnisvollen, das sie dem Christentum abgestreift, die Christen um den Glauben gebracht hatte, und man beneidete nun der Vergangenheit ihren kindlichen Wunderglauben; müde war man der platten Alltäglichkeit des Bürgertums und berauschte sich am Glanz des ritterlichen Adels einer fernen Vorzeit; müde war man des öden Einerlei von Heute und Alltag und wünschte sich das Wunderbare, Unerhörte, Phantastische. Wurde das Leben schon immer prosaischer, seine Wirklichkeit immer roher, so mußten Dichtung und Kunst um so poetischer, um so unwirklicher werden, und mit vollen Segeln steuerte man hinein in das uferlose Meer der Romantik, um an fernen Gestaden überirdischer Reiche die blaue Blume zu suchen, die der Tag der Philister nicht bot.

Durch die Stürme, welche ein Menschenalter hindurch die europäische Gesellschaft politisch und sozial durcheinandergeschüttelt hatten, durch die Aenderung aller Verhältnisse, die auch das Leben des bescheidensten Privatmannes mit Aufregung, Unruhe und Sorge erfüllt hatten, waren die Seelen aus dem



Goethe v. Maclise-Thackeray nach Stieler

Gleichgewicht gebracht, die Geister völlig desorientiert worden und nun erschien ihnen, da die äußere Ruhe zurückgekehrt war, die Gegenwart schal, die Existenz ohne Reiz. Ein unbefriedigtes Sehnen geht durch die ganze Zeit, aber die Augen, die immer, von der Erde weg, das Ueberirdische suchen, die Wünsche, die das Erreichbare verschmähend, stets nur nach dem Unerreichbaren zielen, trüben den Blick und verurteilen alles Streben zur Unfruchtbarkeit.

Die Reaktion gegen die Nüchternheit der Aufklärung trieb die religiös Veranlagten, suchten sie nach dem Bleibenden in der Erscheinungen Flucht, in die Arme der römischen Kirche. Fürsten, wie der Herzog und die Herzogin von Köthen, letztere eine Tochter Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Dichter, wie Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Künstler wie Schadow, Overbeck, Riepenhausen, geistreiche und begabte Frauen, wie Sophie von Schardt, Dorothea Veit konvertierten, und die Publizisten, die sich dem Katholizismus zuwandten, die Adam Müller, Phillips, K. L. von Haller schmiedeten aus ihrer neuen Ueberzeugung Waffen für die Politik des Tages. Chateaubriand wurde der Modedichter der vornehmen Gesellschaft,



Beethoven (nach einer anonymen Karikatur)



Barthenschläger-Hildebrandt, Alexander v. Humboldt im Studierzimmer

denn seine romantische Auffassung des Katholizismus entsprach der Stimmung einer Zeit, welche 1814 die Wiederherstellung der Jesuiten erlebte, und welche die eben noch mit dem Untergang bedrohte Kirche wieder in den Besitz ihrer früheren Macht, in die Ausübung ihres prunkvollen Gottesdienstes treten sah; mit Staunen sahen die Franzosen im Februar 1826 in vier gewaltigen Prozessionen ihren König und seinen ganzen Hof im Gefolge der Geistlichkeit durch die Pariser Straßen ziehen.



Hayter, Weber im Coventgarden

Eine Pietistin, wie Juliane von Krüdener, wird zur Egeria des Kaisers Alexander, aus dessen schwärmerischem, von unklaren Ideen erfüllten Kopf



David, Une heure avant le duel *Lithographie*

die heilige Allianz entspringt, eine wunderliche Mischung von Religion und Politik, ein Bund, in dem katholische, protestantische und griechische Herrscher sich vereinen, um unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit der Welt den ewigen Frieden zu gewähren.

In der protestantischen Kirche, deren bedeutendster Theologe dieser Zeit, Schleiermacher, in der Religion nicht das bestimmte Bekenntnis eines Glaubens, sondern nur den Inbegriff aller höheren Gefühle sah, blüht das Sektenwesen. 1817 und 1818 ziehen Chiliasten in Scharen aus Württemberg nach Südrußland, um des tausendjährigen Reiches zu warten, Irvingianer und Mormonen erleben 1830 ein neues Pfingstwunder, von Hamburg breiten sich 1834 die Neutäufer aus, drei Schlossergesellen verpflanzen 1838 das Nazarenertum nach Ungarn, — die Stillen im Lande nehmen allerorten zu, und als die Union der Evangelischen, Friedrich Wilhelms III. eigenstes und persönlichstes Werk, mit Gewalt durchgeführt werden soll, um dem Separatismus zu steuern, da macht das polizeiliche Ungeschick die Lutheraner



David, Une heure après le duel *Lithographie*

zu Märtyrern und erhält dem neuen Bekenntnis die alte Uneinigkeit. Ganz im geheimen wächst ein Muckertum bis in die vornehmsten Kreise hinein, das seinen Glauben in Orgien der Unsittlichkeit feiert und als den Predigern Ebel und Distel 1835 in Königsberg endlich das Handwerk gelegt wird, da darf der jahrelang sich hinschleppende Prozeß schließlich nicht zu Ende geführt werden, um nicht die ganze gute Gesellschaft zu kompromittieren.

Schwarmgeister in der Religion, Schwärmer in der Politik! Als die griechisch-katholischen Slaven der Halbinsel Morea sich 1821 gegen den Islam erheben, da geht der Philhellenismus wie ein Lauffeuer durch Europa und entzündet alles, was sich an Idealen in den Seelen der klassisch Gebildeten mit dem Wort, dem Begriff: Griechenland verbindet, alles, was an Gefühlen für Freiheit und Recht von den Regierungen unterdrückt wird, zu einer hellen Flamme der Begeisterung für die gute Sache der Hellenen. Die Helden dieses unterdrückten kleinen Volkes, das verzweiflungsvoll für seine Freiheit kämpft; diese




Gavarni, Masken aus: La Mode, 1831

Miaulis, Bozzaris, Kolokotroni, sind sie nicht dem verknöchertsten Schulmeister, dem widerwilligsten Abc-Schützen aus Grammatik und Chrestomathie längst als Epaminondas, Themistokles, Leonidas lieb und vertraut? Und der Aufstand, der bei den Regierungen Schrecken und Unbehagen auslöst, erfüllt die Völker mit Jubel, der Philhellenismus wird durch ganz Europa zur Religion der Jugend und des Alters. Bankiers, wie der Genfer Eynard, der Darmstädter Hoffmann weihen der guten Sache ihr Geld; schöne Frauen, wie die Récamier wirken durch ihre Propaganda; Dichter wie Wilhelm Müller, Shelley widmen Griechenland ihre schönsten Lieder und wer noch Säbel und Flinte brauchen kann, Männer wie General von Normann, Jünglinge wie Lord Byron, ziehen selbst in den heiligen Krieg. Der bescheidene Widerspruch eines sachlichen Gelehrten wie



Gavarni, Les apprêts du bal



Gavarni *1830, La Mode*



Fendi, Vor der Lotterie. 1829 — *K. K. Hofmuseum, Wien*

Fallmereyer, das nüchterne Urteil eines Diplomaten wie Prokesch, werden überschrien von dem Evoë Evoë der freiheitstrunkenen Bacchanten.

Auf den griechischen Taumel folgte der polnische, der sich aber mehr auf rein ästhetischem Gebiete abspielte, denn die polnische Wirtschaft hatte man — besonders in Deutschland — zu nahe vor Augen.

Hatte man sich gelegentlich dieser Ereignisse für das Recht der unterdrückten Völker begeistert, so konnte man sich, als 1833 der erste Karlistenkrieg ausbrach, für einen in seinem guten Recht schmählich verkürzten Fürsten enthusiasmieren und von allen Seiten zogen aristokratische Abenteurer, wie aus Deutschland u. a. Goeben, Lichnowski, Rahden nach Spanien, um in den Reihen des Don Carlos für Absolutismus und Inquisition zu streiten.

Was anderes als Romantik war es, wenn der Prinz Napoleon, im Vertrauen auf eine bloße Modeströmung, ohne Anhänger, ohne Geld 1836 in Straßburg, 1840 in Boulogne versucht, die Franzosen mit sich fortzureißen und sich Frankreichs zu bemächtigen?

Romantisch dieser König von Bayern, der die Staatsverbrecher vor seinem Bilde Abbitte tun läßt! Romantischer noch dieser Preußenherrscher, der die Wünsche der Zeit mit tönenden Worten erfüllen zu können meint, der das Rittertum ernst nimmt und den Schwanenorden stiftet zum ritterlichen Kampf gegen Armut, Elend und Not! Ein Romantiker pur sang, dieser Friedrich Wilhelm IV.,



Gavarni, Maske aus: La Mode, 1830



Kaiser, Der chinesische Turm in München *Lithographie*

der mitten im 19. Jahrhundert an das Gottesgnadentum seiner Krone, an eine persönliche Verantwortlichkeit für sein Volk glaubt!

Aber die Könige empfanden ja nur wie ihre Völker, geht doch die Romantik wie eine Seuche durch das Land und verblendet hoch und nieder. Wie könnte man sich sonst die Kaspar Hauser-Affäre erklären? Am Pfingstmontag 1828 erscheint ein oberbayerischer Bauernbursche in Nürnberg mit dem Wunsch Soldat zu werden. Es ist an seiner Erscheinung nichts Auffälliges, an seinem Auftreten nur die Schüchternheit eines Ungewandten bemerkenswert, allenfalls die Verlegenheit jemandes, der etwas zu verbergen hat, und um diesen armseligen Kerl bildet sich plötzlich eine Legende, abenteuerlicher und phantastischer, als sie der schauerlichste Hintertreppenroman je hätte aushecken können! Den einfältigen Bengel treiben Juristen wie Feuerbach, Philosophen wie Daumer in ein Lügengewebe hinein; das ihn zum »Opfer greuelvoller elterlicher Unnatur« und durch einen Zeitungslärm ohnegleichen zum »Kind von Europa« macht!



Grenier, Die Pensionsfreundinnen

Englische Lords und ungarische Grafen nehmen sich seiner an und bald bleibt keine vornehme Familie mehr von den Zumutungen derer unbehelligt, die in Kaspar einen Prinzen, am liebsten den Thronerben Badens sehen möchten. Das Urteil des einzigen, welcher der Stimme der Vernunft Gehör gibt, (eines Berliners natürlich) des Polizeirats Merker, wird totgeschwiegen, bis endlich auch in den Beschützern des Burschen Zweifel erwachen und der arme Schelm bei wiederholten Versuchen, durch fingierte Attentate das geschwundene Interesse neu zu beleben, sich aus Versehen etwas zu tief sticht und zur großen Erleichterung seiner Gönner 1833 diese Zeit mit einer besseren Ewigkeit verwechselt.

Wer kann die Entstehung dieser ganzen Tragikomödie auf etwas anderes, als auf die Grundstimmung der Romantik zurückführen, welche in der Zeit lag? Wer erkennt etwas anderes in dem Auftreten des Spandauer Uhrmachers Naundorff, der, ohne ein Wort Französisch zu verstehen, im Mai 1832 in Paris als der aus dem Temple gerettete Dauphin auftritt und Gläubige in Scharen findet; Gläubige, die sich auch dadurch nicht



Noel (nach Gavarni), Im Park von Montmorency *Lithographie*



Maurin, Der Sprung über den Bach *Lithographie*

beirren lassen, daß alsbald die Antecedentien des Mannes, Zuchthausstrafen u. dgl. an den Tag kommen!

Wenn sich in diesem Fall Mitglieder des höchsten französischen Adels düpieren lassen, wer will es dann dem weltfernen, alten Fräulein in Charlottenburg verübeln, daß sie sich 1835—36 durch eine Schwindlerin ihr ganzes bedeutendes Vermögen ablocken läßt, weil der König und die Fürstin Radziwill in Geldverlegenheiten seien und Geld brauchten?! Eine Farce, die durch die Art, wie die Schwindlerin das Geld in Berlin mit vollen Händen vertan hatte und durch die vor Gericht produzierten angeblichen Briefe des Königs und seiner Cousine, die im gemeinsten Berliner Deutsch abgefaßt und unorthographisch geschrieben waren, seinerzeit die größte Heiterkeit erregte.

Nur das Bedürfnis nach Romantik machte den feigen Raubmörder Lacenaire zum dichtenden Uebermenschen und erlaubte einer hysterischen Lügnerin, wie Maria von Morell, einem mauvais sujet, wie La Roncière, Gerichtshof und Publikum mit der Groteske ihres Prozesses zu behelligen.

In einer Zeit, wo Handel und Industrie das Leben füllen, der Kaufmann und der Fabrikant das große Wort führen, Geld, Geld, und immer wieder Geld das einzige Schibboleth des Heils ist, wo der Gegenwart jeder romantische Zug fehlt, da erscheint es der Sehnsucht, als habe alle Schönheit sich in die Vergangenheit geflüchtet und nur in ihr, die man ja nur oberflächlich kennt und sich daher um so herrlicher denken darf, sucht man die Ideale, große Taten, edle Menschen, Würde des Daseins. Und siehe da, der Augenblick, der das Bedürfnis zeitigt, bringt auch seine Erfüllung in Walter Scott.



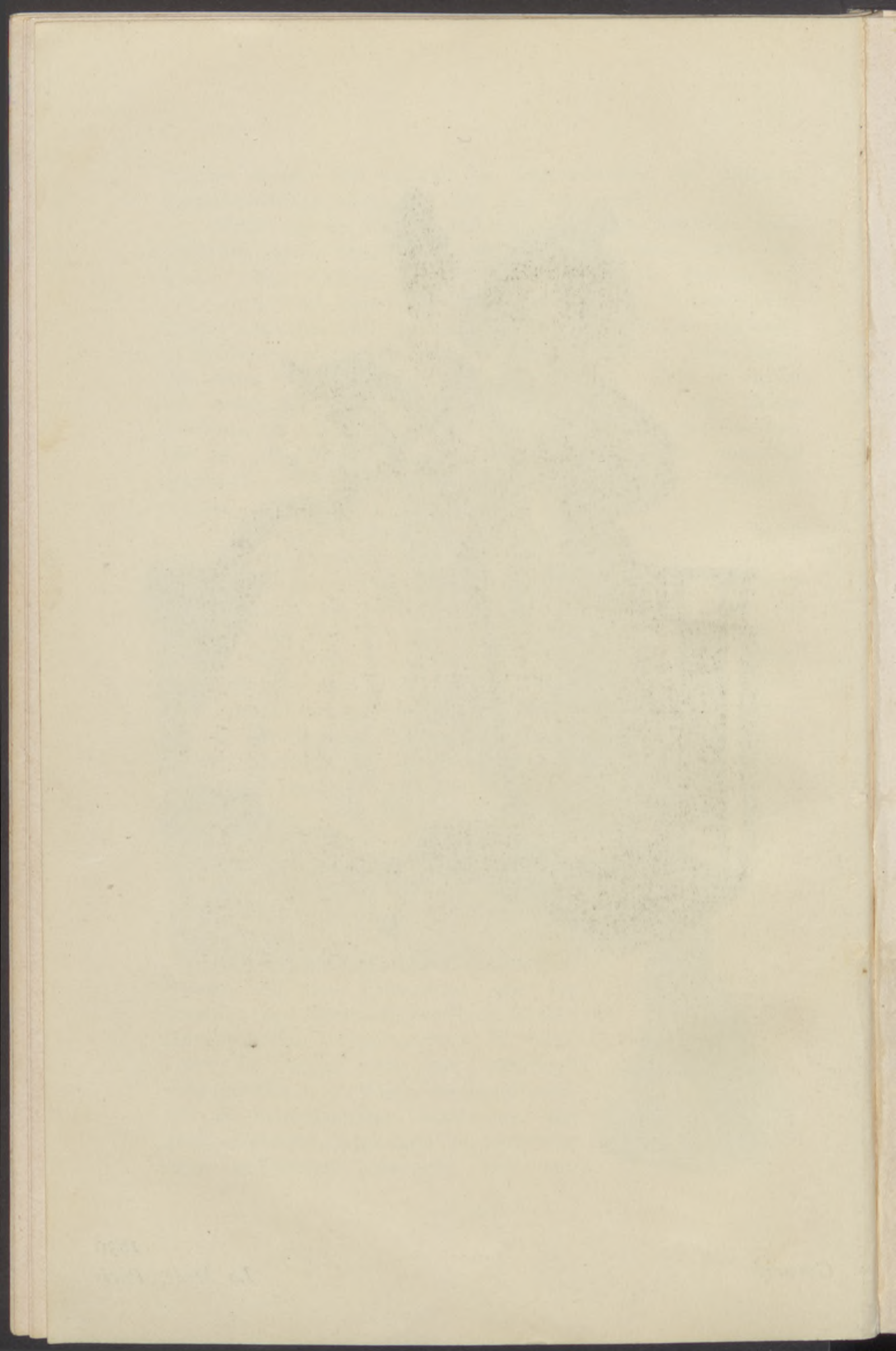
Deutschland hatte seinen historischen Roman seit einer Generation, aber die plumpen und literarisch wertlosen Bücher einer Benedikte Naubert, eines K. H. Spieß, eines Chr. Vulpius hatten ihre Leser doch vorzugsweise in der Küche suchen müssen, erst die liebenswürdige Erzählerkunst des großen Schotten befriedigte die Ansprüche einer gebildeten Leserwelt. 1814 war



1830

Gavarni

La Mode, Paris



Walter Scott und die Seinen (The Abbotsford Family)



Trauerkleid *1831, La Mode*



1830 *La Mode*



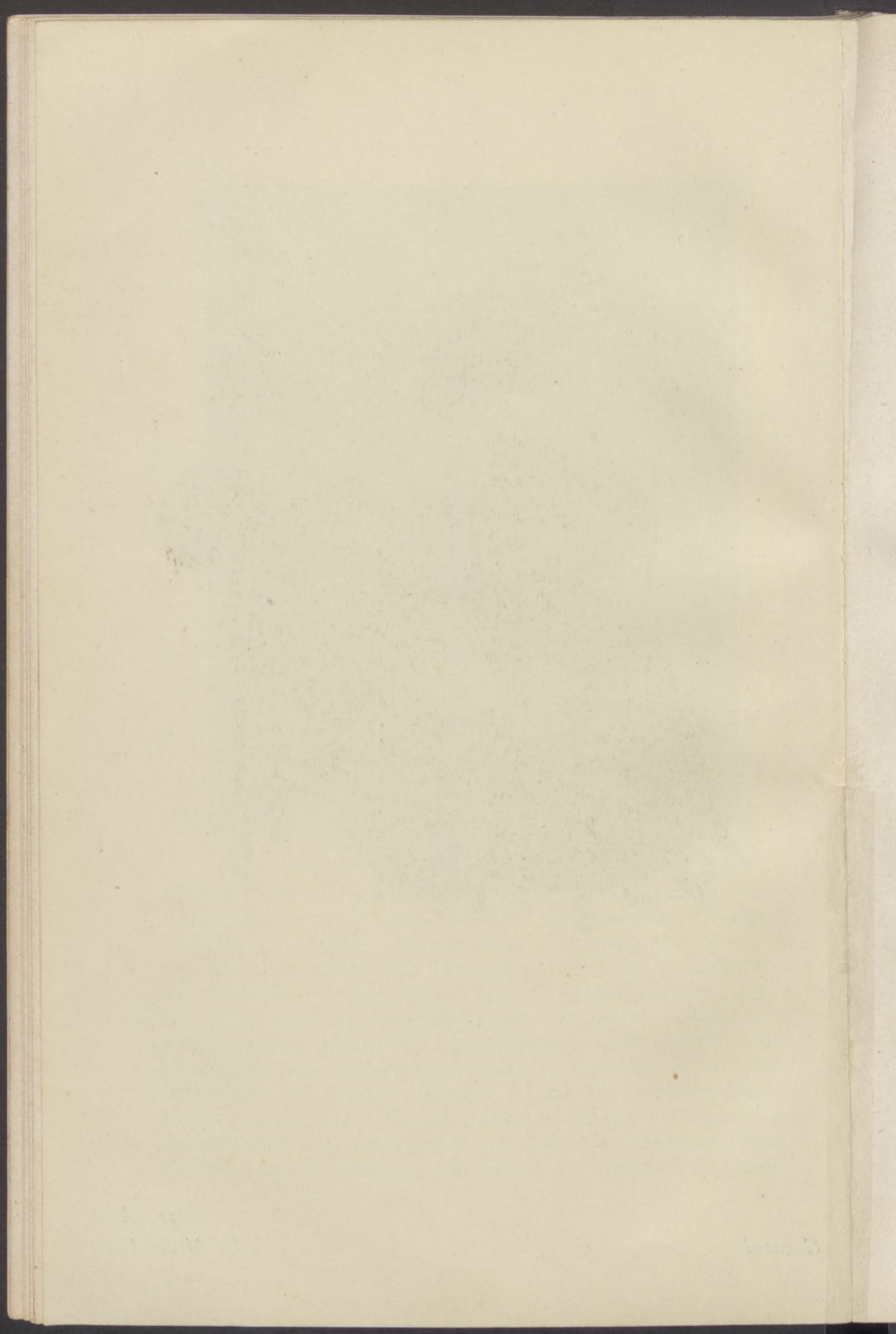
Noel, nach Gavarni, Der Spaziergang

Waverley erschienen und schnell folgten 1820 Ivanhoe, 1821 Kenilworth, 1823 Quentin Durward, alle von einem beispiellosen Erfolg getragen. Hier erschien zum ersten Male die Welt der fahrenden Ritter, der Troubadoure und der Schloßfrauen, der Schauplatz hochgetürmter Burgen, geheimnisvoller Klöster mit einer Anschaulichkeit dargestellt, mit einer Sachkenntnis wiedergegeben, welche die Leser hinrissen, und da der Erzähler ein Dichter war, der seinen Charakteren Wahrheit, seinen Menschen Blut und Wärme mitteilte, so war die Wirkung, die er ausübte, ungeheuer. In alle Sprachen wurden die Scottschen Romane übersetzt, Ausgaben, Nachdrucke, Uebersetzungen drängen sich, in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat das



Gavarni

1831, April
La Mode, Paris





Barathie, Zofe vor dem Spiegel — *Lithographie*

Publikum gar nichts anderes gelesen; an den Uebersetzungen von Walter Scott hat der Verleger Schumann in Zwickau, der Vater von Robert Schumann, ein hübsches Vermögen verdient. Und nicht genug damit: die Bühne bemächtigte sich sofort dieser dankbaren Stoffe, 1823 geht in Berlin Kenilworth als Schauspiel über die Bühne, 1827 wirbeln der verführerische Leicester, die schöne Amy, Elisabeth und Maria in Neapel als Ballett über die Bretter und die Librettisten von Aubers »Leicester«, Rossinis »Donna del lago«, Marschners »Templer und Jüdin« u. a. haben dem Erfolg der Komposition durch die Popularität ihrer Sujets vorgearbeitet.

Mit Vorliebe entnimmt die gute Gesellschaft die Vorwürfe

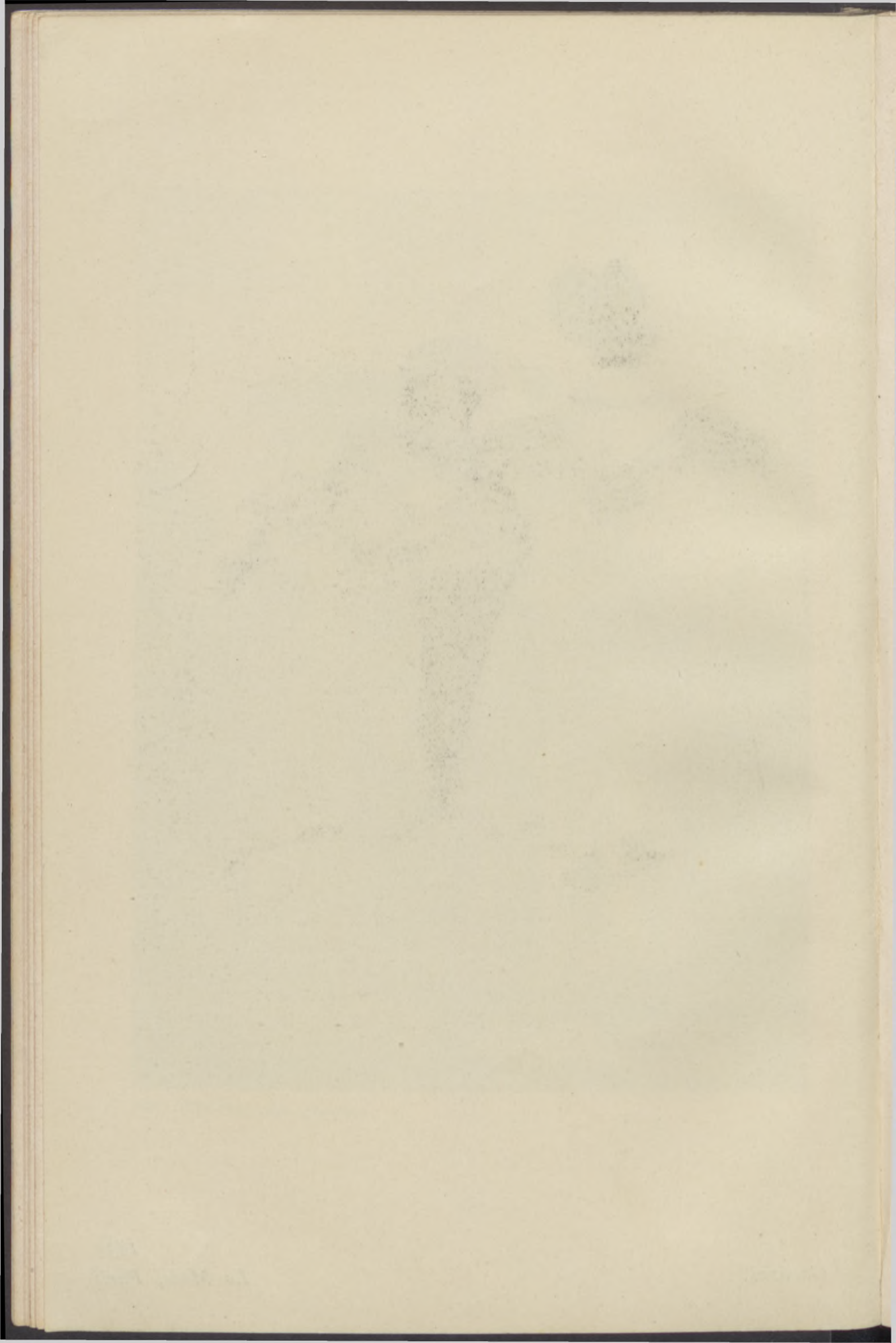


Aus: Devéria, »Les femmes«



Gavarni

1831
La Mode, Paris





Devéria *Lithographie*



Maurin, Elle sera aussi jolie que toi

ihrer großen Kostümfeste dem Kreis der allen so vertrauten Gestalten Walter Scotts. 1826 werden auf einem Ball bei Sir Henry Wellesley, dem englischen Gesandten in Wien, die Quentin Durward, Ivanhoe, Leicester, Elisabeth, Amy Robsart lebendig, dargestellt von dem höchsten Adel der österreichischen Monarchie, von Erzherzoginnen, Prinzessinnen, Fürsten und Grafen, wie der Berichterstatter meldet: mit unerhörter Pracht und einem unermeßlichen Reichtum von Juwelen. 1827 verkörpert in München das Maskenfest des Hofes den Ivanhoe, 1835 greift man zu Quentin Durward. Die Damen tragen Amy Robsart Atlas und ein erfinderischer Greisler in Berlin verkauft 1826 Walter Scott-Grütze, die Metze für zehn Silbergroschen.



1831 *La Mode*

In ernsthaften Wettbewerb um die Gunst des Publikums traten in Deutschland mit Walter Scott nur der Baron de la Motte Fouqué, Willibald Alexis und Karl Spindler, der, heute ganz vergessen, damals mit seinen Romanen: Der Jude, Der Jesuit, seine Leser in Spannung hielt. Ihrer historischen Breite mischte Henriette von Paalzow, die einst hochgefeierte Verfasserin von Godwie Castle, St. Roche und anderer Bücher ein Element fraulicher Behaglichkeit, die ihre Werke in alle Salons, in alle Hände führte, bis der scharfe Zug der vierziger Jahre nach kräftigerer Literatur verlangen ließ.

Bis dahin hatte der Roman vor der Ehe gespielt und endete unweigerlich im Augenblick, da die Liebenden sich kriegten, nun reißen die George Sand, die Gräfin Hahn-Hahn



Aus: Schwinds »Album für Raucher und Trinker« um 1833

den Vorhang, der bei der Eheschließung fiel, wieder auf und zeigen, daß in diesem Moment das Glück nicht beginnt, sondern, daß es zu Ende ist; sie zeigen, daß die Ehe unerfreulich, unglücklich, bestenfalls langweilig ist, daß die Ehe der Tod der Liebe ist und daß sie, erst von dieser Fessel befreit, zur wahren, zur freien Liebe wird.

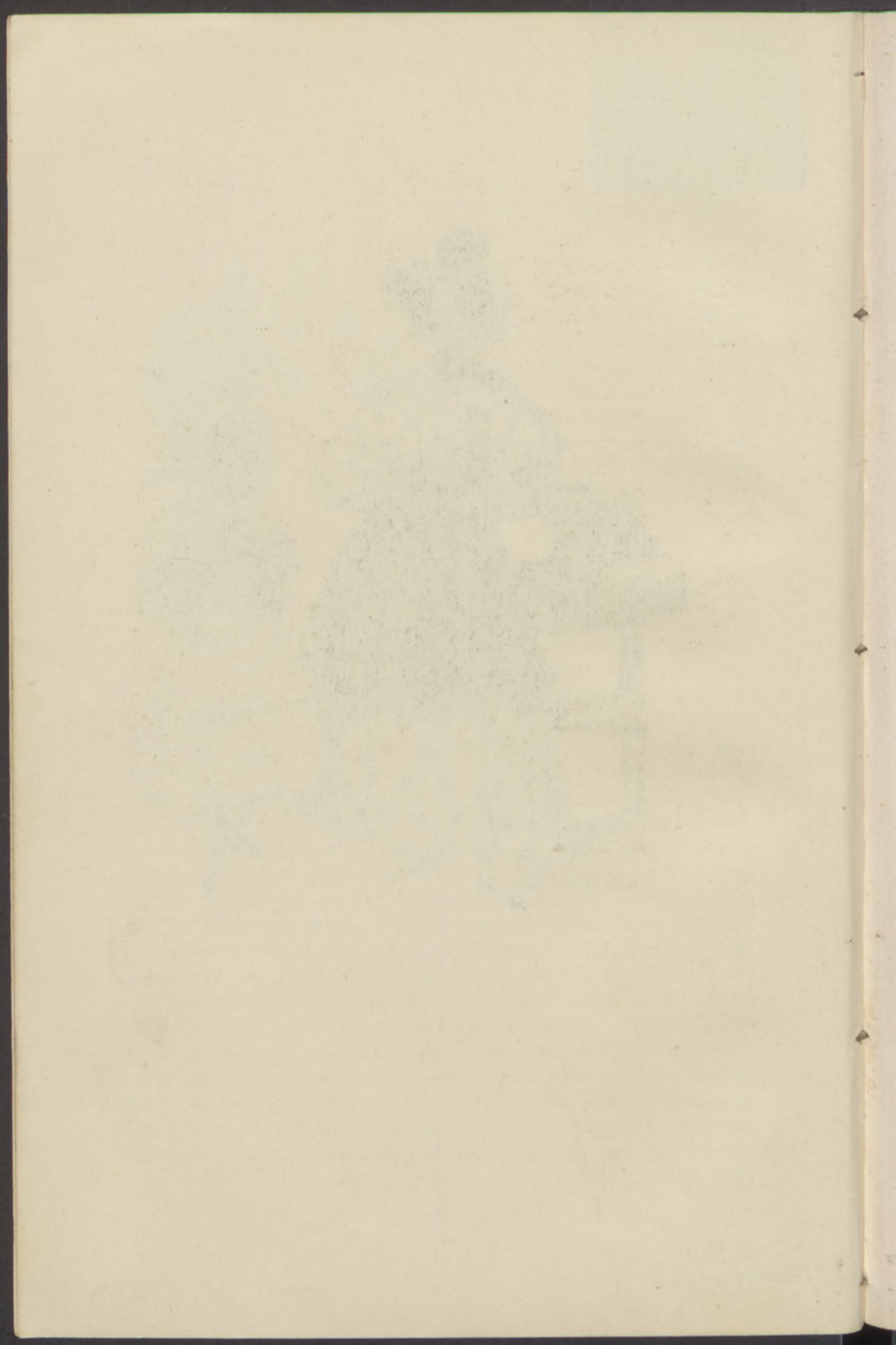
Die große Leidenschaft ist die Sehnsucht der Frauen aller Klassen, von ihr verlangen sie, daß sie dem Leben Wert und Bedeutung gebe. Das erste Kaiserreich hatte in der Liebe nur die sinnliche Befriedigung gesehen, nun aber bedeutete sie nicht mehr den vorübergehenden Genuß, nein, sie sollte das ganze Dasein mit ihrem Gehalt erfüllen, sie mußte: romantisch sein, Opfer der Liebenden nehmen wie bringen. Rang und Stand, Gatte und Kinder, Vermögen und Ruf galten nichts mehr, wenn die Liebe rief und die Gestalten, welche die Dichtkunst in diesem Sinn handeln ließ, lebten nicht nur im Roman. Faustine, die berühmte Heldin der Hahn-Hahn, verläßt nacheinander aus unbefriedigter Sehnsucht drei Männer, aber was war das gegen die schöne Lady Ellenborough, die, nachdem sie fünf Europäer geheiratet und verlassen hatte, zum sechsten einen Scheich der arabischen Wüste erkor! Was waren alle Abenteuer der Romanheldinnen gegen die Wirklichkeit!

Die Gemahlin Christian VIII. von Dänemark, Charlotte Friederike von Mecklenburg, verliebt sich in ihren französischen Musiklehrer, wird en flagrant délit ertappt, nach Jütland verbannt und stirbt nach einem der Liebe geweihten Leben als barmherzige Schwester im Kloster Hospital in Rom; die Gattin Georg IV., des ersten gentleman von Europa, abenteuerte mit dem schönen Italiener Bergami an allen Küsten des Mittelmeeres umher und errötet nicht, die intimsten Details ihrer



Gavarni

1831, Juli
La Mode, Paris





Milde, Pastor Rautenberg und die Seinen. 1833 *Hamburg, Kunsthalle*

Einsamkeit zu zweien 1820 in einem skandalösen Prozeß der ganzen Welt bekannt zu geben; die Herzogin von Berry bezahlt ihre Leidenschaft mit dem Opfer ihres Rufes, mit der Kompromittierung der Zukunft ihres Sohnes.

Die Liebe, die sich über Standesvorurteile hinwegsetzt, achtet auch keinen Altersunterschied: Goethe entflammt als hoher Siebziger für Ulrike von Levetzow, Friedrich von Gentz ist ein Greis und dem Tode nahe, da schlägt Fanny Elssler sein Herz in Fesseln; die Fürstin Dorothea Lieven ist eine Fünfzigerin, als sie die große Leidenschaft für den ebenso alten Guizot erfaßt. Was hätte ein Romancier wohl erfinden können, was ebenso romantisch gewesen wäre, als die Tat der unglücklichen Charlotte Stieglitz, die sich in den Weihnachtstagen 1834

in Berlin erstach, weil sie hoffte, dies Unglück werde ihren heißgeliebten Mann, den mittelmäßig begabten Dichter Heinrich Stieglitz, zu einem großen Werk begeistern! Constanze Mayer schnitt sich im Mai 1821 den Hals ab, verzweifelnd an der Liebe ihres Meisters Prudhon und Léopold Robert war auf der Höhe seines Ruhmes, da erschoß er sich 1835 in Venedig aus unglücklicher Liebe zu einer Prinzessin Bonaparte.



1830 *La Mode*

Und was die Autoren nicht schrieben, das lebten sie, die glühende Seele der George Sand strömt nicht durch ihre Bücher allein, sie bedarf der Liebe, gleichviel ob Chopin oder Alfred de Musset oder ein anderer das Objekt ist; die Gräfin d'Agoult verläßt Mann, Kinder und Stellung, um Liszt zu folgen; die Gräfin Hahn bezaubert Männer, wie Heinrich Simon, wie Baron Bystram nicht vorübergehend, sondern für eine Lebenszeit, bis an ihren Tod können sie nicht wieder von ihr lassen, von einer Frau, die eher häßlich ist als schön, und die nichts anderes zu geben hat, als ihre Seele.

Wer von allen aber, die damals die Feder geführt haben, lebte mehr das Leben seiner eignen Werke, war mehr Don Juan, mehr Manfred, als der Dichter Lord Byron selbst? Schön, jung, reich, vornehm, genial, schien die Natur ihm überhaupt nichts versagt zu haben, um ihn zum Abgott seiner Zeit zu

machen, einer Zeit, die in ihm geradezu verkörpert erscheint. AlleBedingungen eines glänzenden Daseins auf den Höhen des Lebens scheinen ihm gegeben und doch irrt er, wie ein Geächteter, in der Fremde umher und strömt aus zerrissenem Herzen, wie an geheimer Wunde verblutend, Schmerz und Verzweiflung in Dichtungen von hinreißendem Feuer und blendender Schönheit aus. Schwermut und Lebensüberdruß ohne Hoffnung und ohne Sehnsucht füllen seine Seele, füllen sein Lied; sein Leiden ist unheilbar denn sein Leiden ist das Leben. Wie in einem Spiegel blickte die Zeit in seine Dichtung, keiner vor ihm hatte die Disharmonien der Natur und des Lebens so gewaltig empfunden, so ergreifend besungen; dem Weltschmerz ganzer Generationen lieh er den hinreißendsten Ausdruck und war den Zeitgenossen unwiderstehlich, denn er sagte, was sie alle fühlten oder wenigstens zu empfinden glaubten, konnte doch Fürst Metternich ganze Gesänge des Childe Harold auswendig!


Devéria, 10 Uhr; aus: La journée de la Parisienne



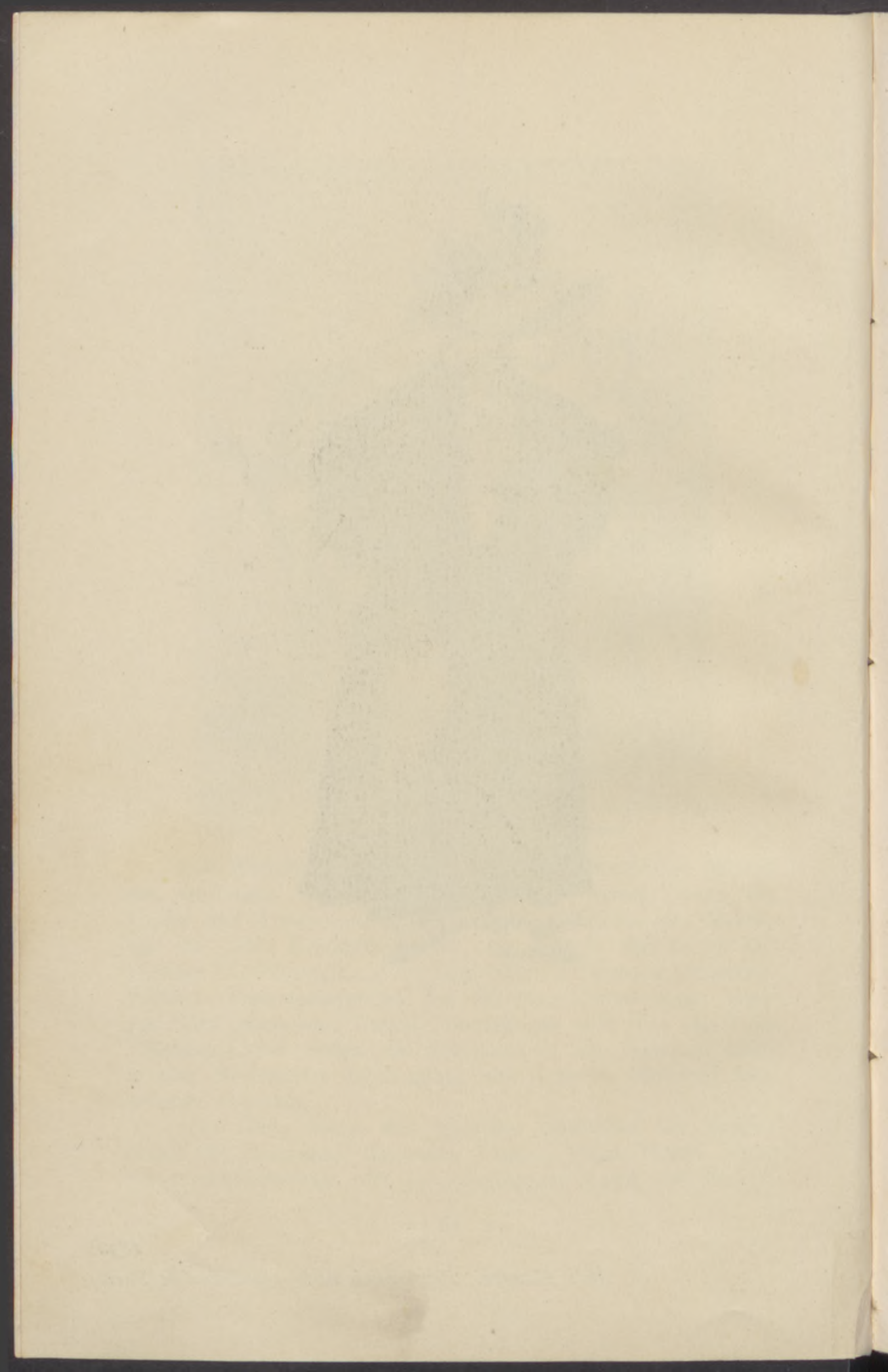
Devéria, 4 Uhr; aus: La journée de la Parisienne

Der Weltschmerz wurde Mode, die Schöngeister spielten die zerrissenen Seelen; in Dichtung und Kunst kehren die Urnen und Trauerweiden, die einsamen Gestade des Meeres und die stillen Kirchhöfe zurück, wie einst in den Zeiten der Werther und Siegwart, als die Großväter für Ossian schwärmten. Wirklich Tiefempfindenden hat der Weltschmerz jener Jahre das Herz gebrochen; Daniel Leßmann gab sich 1831 den Tod, Nikolaus Lenau endete im Irrenhaus — der Mehrzahl blieb er eine Modesache, rasch genug von anderen, stärkeren Sensationen verdrängt.

Und diese boten den gröberen Instinkten der großen Masse die Franzosen, Alexandre Dumas, Victor Hugo. Jener ein flotter Routinier, der mit überlegener Kunst und nie er-



1832
Aus: Gavarni, Physionomie de la population de Paris





Devéria, 2 Uhr; aus: La journée de la Parisienne
Porträt der Sängerin Malibran

lahmender Phantasie seinen glänzenden historischen Schilderungen ein starkes Element der Sinnlichkeit beimischt, wird sofort der Liebling des großen Publikums; dieser, ein wirklicher Dichter, trägt mit seinen von Leidenschaft zitternden Schöpfungen die Revolution in die Literatur und auf die Bühne und spielt 1831 mit seinem gewaltigen Roman Notre Dame de Paris die letzten Trümpfe der Romantik aus. Mit diesem Werk, das an wilder Phantasie nicht seinesgleichen findet, hatte die Romantik ihr letztes Wort gesprochen. Die Zeit hatte sich auf sich selbst besonnen, die Juli-Revolution ein neues Geschlecht zur Geltung gebracht, ein Geschlecht, das sich selbst genügte und mit Wonne und Behagen das Raffinement seiner



Devéria, Abends; aus: La journée de la Parisienne



1832 *La Mode*



Menzel, Der Handwerker
Mit Genehmigung von E. A. Seemann, Leipzig

Kultur, seines Lebens, seines Herzens in den Gesellschaftsromanen Balzacs genoß.

Die radikale Opposition aber, die 1830 zu Wort gelangte, deren Führer in Deutschland Heinrich Heine und das junge Deutschland, Gutzkow, Laube, Prutz u. a. waren, befehdete schonungslos eben diese Gesellschaft mit allen Waffen von Hohn und Spott und, wie politisch in dem Augenblick, da der dritte Stand sich anschickt, am gedeckten Tisch Platz zu nehmen, der vierte sich erhebt, um ihm diesen streitig zu machen, so erhebt sich auch literarisch der Proletarier gegen den Bourgeois; Eugène Sue breitet in seinen »Gemälden aus der schmutzigen Welt« das Elend, die Armut und alle Greuel und Laster der Enterbten vor den schaudernden Blicken des satten Philisters aus, George Sand wütet in jeder Zeile, die sie schreibt, gegen Gesetz und Herkommen, gegen Staat, Kirche und Gesellschaft.

Den gleichen Weg wie die Literatur geht das Theater. Die grausigen Schicksalstragödien eines Müllner, eines Grillparzer beherrschen die Bühne zu derselben Zeit, als Webers romantikgesättigter Freischütz 1821, Marschners gespenstischer Vampyr 1828 ihre Premieren erleben. Während in Deutschland, namentlich in Berlin, die ledernen Hohenstaufentragödien Raupachs das Bedürfnis nach dramatisierter Geschichte in endloser Langeweile begraben, entzündet dagegen in Frankreich das historische Stück, durchglüht von der

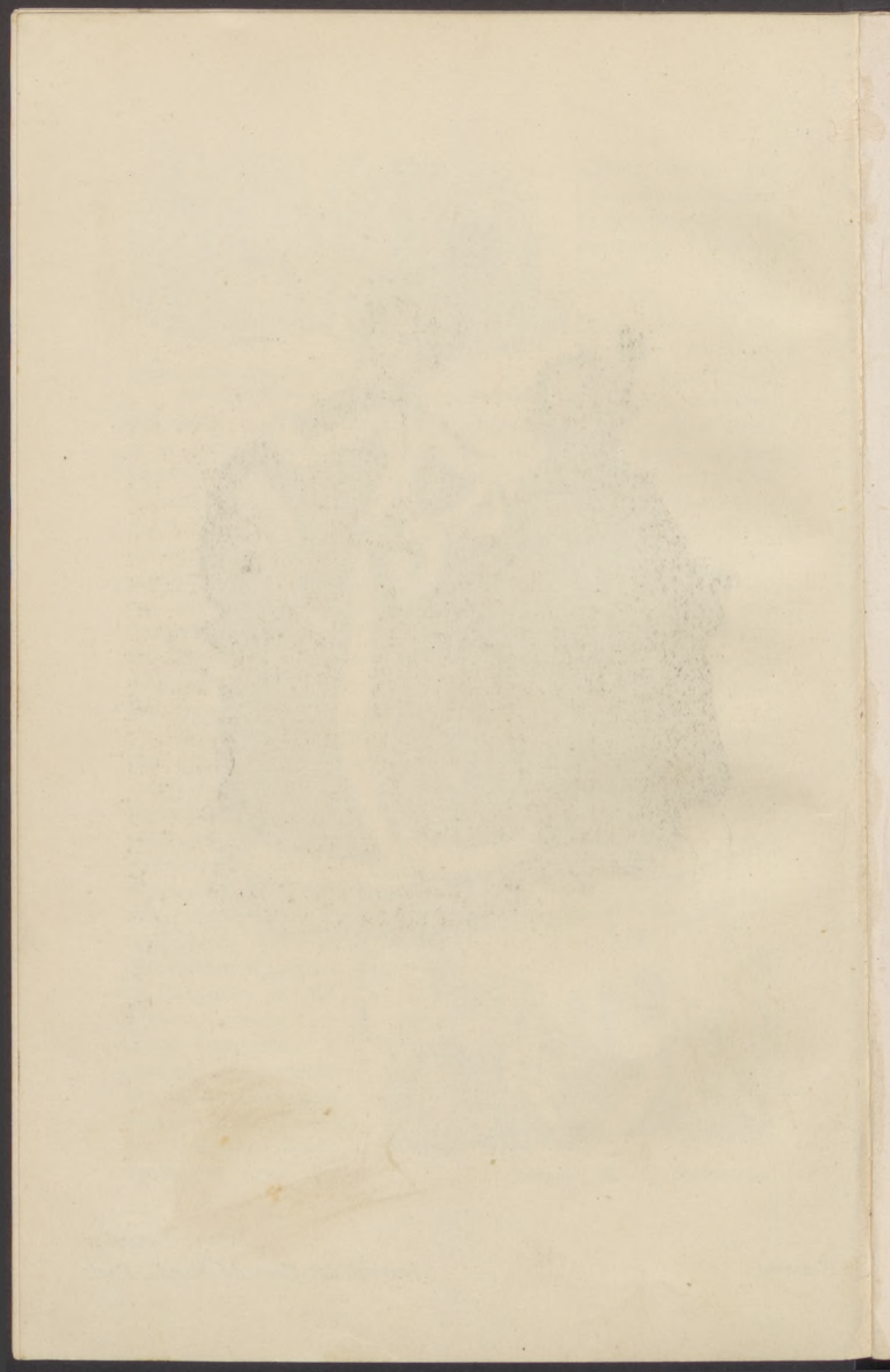


Monnier, Bei den Modistinnen



1833, Dezember

Gavarni — *Journal des Gens du Monde, Paris*





Grenier, Die Vorstellung des Freiers aus Paris *Lithographie*

leidenschaftlichen Gegenwart die Gemüter; an dem Feuer, das in Viktor Hugos Dramen aufflammt, verbrennt die romantische Jugend die akademischen Ideale des Alters; Aubers schwungvolle Musik tönt wie die Fanfaren der Revolution, gibt doch auch die Aufführung der »Stummen von Portici« 1830 in Brüssel das Signal zum Aufstand.



Zu gleicher Zeit sorgt Scribe mit Bühnengewandtheit für die literarischen Ansprüche des ehrbaren Bürgertums und eine Fruchtbarkeit ohnegleichen sichert ihm die Vorherrschaft in allen Theatern Europas, er ist jahrelang der meist gespielte Autor, in seinem Besitzstand auf deutschen Bühnen nur durch die Birch-Pfeiffer bedroht, die 1828 das erste ihrer so erfolgreichen Stücke aufführen läßt.

Für die namenlose Menge aber entsteht im Melodrama ein neues Genre, die Dichtung, die ihre Effekte mit Musik unterstreicht, die das Schauerliche mit dem Rührenden, blutrünstige Roheit und engelgleiche Unschuld, vornehmes Verbrechertum und Kleineleut-Tugend zu einem sentimentalen Brei verrührt, der, mit Gesang und Tanz garniert, vom Volk verschlungen wird, mundet er doch seinen zwischen starken Kontrasten schwingenden Instinkten. In dem Jahre, als Notre Dame de Paris erscheint, feiert auch die Romantik auf der Bühne einen gleich beispiellosen Erfolg: Meyerbeer läßt 1831 in der Pariser Großen Oper »Robert der Teufel« aufführen, ein Werk, das alles in Schatten gestellt hat, was er früher geschaffen, und dessen Melodien, ebenso wie die der 1836 erstmals gespielten Hugenotten, Jahre hindurch Gemeingut der Gebildeten wie Ungebildeten wurden, die »Gnadenarie« trug der Leierkasten in das entlegenste Hinterhaus!

Aber hinter dem brillantesten Vertreter der romantischen Musik steht schon der Prophet einer neuen Kunst, der Verkünder einer neuen Zeit; in den Jahren, da Meyerbeers Opern ihren Triumphzug durch die Welt halten, schafft bereits Richard Wagner! 1843 erscheint der »Fliegende Holländer« in Dresden und beginnt im Bruch mit Tradition und Herkommen den Krieg, dessen Getöse eben erst verhallt ist.



Tassaert, Jules je vais sonner! *Lithographie*

Aus den romantischen Aspirationen nach den Idealen vergangener Zeiten atmete gewissermaßen das Unbehagen einer Gesellschaft, die sich in neue Verhältnisse nur schwer und widerwillig finden konnte. Die Ferne der Völker und Zeiten erschien so verlockend, weil die Nähe so nüchtern, das Gefühlsleben der Vorzeit so romantisch, weil die Gegenwart so prosaisch war; das bürgerliche Leben der Alten und Verständigen wandelte bedächtig auf der goldnen Mittelstraße; die Jungen aber und die Genies haßten das Ziel dieses Weges, die Nützlichkeit. Romantisch war die Jugend, gut bürgerlich das Alter, jene riß das Herz fort, dieses hielt der Verstand fest und die Alten und Verständigen waren stets die Mehrheit.

Ein stark bürgerliches Element wiegt in der Gesellschaft der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts vor und bildet den Grund, die solide Basis, auf der sich die Romantik im Leben, Poesie und Kunst entwickelt, wie phantastische Arabesken sich um einen langweiligen Text schlingen. Wenn die Dichter und Künstler in die Ferne schweifen, um ihre Seelen an den Bildern vergangener Herrlichkeit zu berauschen, so fliegen sie nur dem Gelehrten voran, der ihnen auf dem Fuße folgt, um das Gebiet, das sie entdeckten, planmäßig und gründlich zu erforschen. So haben die Jahre, die ästhetisch das Mittelalter auf den Schild hoben, auch die Gelehrten hervorgebracht, die der Geschichtsschreibung die Wege wiesen, Raumer, Ranke, Giesebrecht, veröffentlichen ihre Studien in den gleichen Jahren als Scott, Alexis, Fouqué, Raupach u. a. dichten, Lessing, Delacroix malen, Meyerbeer, Auber, Rossini komponieren. Der Genius streift flüchtig dieses oder jenes Gebiet des Wissens, der Pedant erforscht sie sämtlich systematisch und so wird der Zeit, die das Vielwissen höher schätzt als Vorzüge der Geburt und Bildung, das Konversationslexikon zum Inbegriff der letzten Vollkommenheit und zum unentbehrlichen Hausrat, notwendiger als die Badewanne. Brockhaus und Meyer lassen ihre Lexika entstehen und ernten einen Erfolg, der immer neue und neue Auflagen erfordert und dessen Treibhaustemperatur die Pläne der Verleger zu gigantischer Größe steigert; Brockhaus beginnt die Encyklopädie von Ersch und Gruber in einem solchen Maßstab, daß sie nach 90 Jahren





Dura, Der Gesangverein — *Lithographie*



noch nicht beendet ist, Meyer spiegelt in seiner 50 bändigen Ausgabe das gesamte Wissen seiner Zeit.

Ein pedantischer Zug haftet mit Notwendigkeit einer Zeit an, in der ein Louis Philipp auf dem markantesten Thron Europas sitzt, ein »Bürgerkönig«, der Schulmeister gewesen war und auch als Kronenträger noch blieb. Auf seiner eigensten Schöpfung, dem Museum in Versailles, liegt wie ein Frost die Systematik einer pedantischen Idee, das Lehrhafte, Erzieherische, das er zum ersten Male mit dem Begriff Kunst verbunden hat. Wenn derselbe Mann mit dem Regenschirm spazieren geht, seine acht Kinder in städtischen Schulen erziehen läßt und öffentlich Tränen der Rührung über ihre Erfolge und gewonnenen Preise weint, so dokumentiert er den gleichen spießbürgerlichen Sinn, wie ihn auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen, wie Kaiser Franz ihn zur Schau trugen. Ist es nicht der Geschmack eines Parvenü, wenn Ferdinand VII. von Spanien die alten Bilder aus seinen Palästen entfernt, um sich modern mit Pariser Tapeten, Möbeln und Uhren einzurichten?! Wittert man nicht die Stubenluft der Philister, wenn man hört, daß ein sächsischer Prinz Dante übersetzt und kommentiert, eine sächsische Prinzessin bürgerliche Komödien schreibt, ein sächsischer König Botanik studiert, oder ein König von Bayern nicht nur Gedichte macht, sondern sie sogar drucken läßt?! Der letzte Wasa-König zieht als Prozeßhansl in der Welt umher und quengelt und queruliert wie ein Salzstößler, dessen Rechnung zu hoch gefunden wird.



Die Sucht, aufzufallen, der Wunsch, bemerkt zu werden, ist ein Kennzeichen des Rotüriers und doch — welch anderer Grund veranlaßt den Fürsten Pückler, mit gezähmten Hirschen in Berlin spazieren zu fahren, stundenlang Unter den Linden im Wagen sitzend

ein Buch zu lesen oder andere Extravaganzen zu treiben. Nur der Wunsch, sich in Szene zu setzen, erklärt die Memoiren, die seit Beginn der zwanziger Jahre wie eine Sündflut hereinbrechen, Denkwürdigkeiten, in denen Könige, Kammerzofen, Feldherren und Feldjäger sich wichtig machen und mancher und manche, wie Frau Junot, um so mehr schreiben, je weniger sie zu sagen haben. Man fürchtete, in der Masse unterzugehen und rührte sich, um zu zeigen, daß man jemand war, nicht nur der erste beste Biedermann.

Die bürgerliche Gesellschaft setzte dem Adelsstolz der Aristokraten ihre »Bürgertugend« entgegen, doch mochten die Bürger immerhin, wie echte Pharisäer, die Tugend für sich allein in Anspruch nehmen, es ging ihnen damit wie Joseph mit Potiphars Frau: es blieb ihnen wohl die Bewunderung, aber auch die Lächerlichkeit. Niemand wollte dazu gehören, jedermann etwas Besseres sein, so wurde der Begriff: bourgeois zum Schimpfwort und Louis Philipps geflügeltes Wort vom: juste-milieu zur Bezeichnung der Mittelmäßigkeit.



Menzel, Der Beamte
Mit Genehmigung von E. A. Seemann, Leipzig



1832, Dezember *Journal des Dames*



Die Tendenz des literarischen Geschmacks, wie des wissenschaftlichen Studiums, immer in die Vergangenheit zu blicken, verdichtet sich im Betrieb der bildenden Kunst zu einer Formel von kategorischer Strenge, sie lautete: das Alte ist immer schön, das Neue immer häßlich; der Künstler darf nur das Schöne darstellen, also muß er sich von der Gegenwart abwenden, sie ist der »hohen« Kunst nicht würdig. Schon der Begriff »hohe« Kunst ist ein bis dahin nicht gebräuchlicher und deutet an, daß die Kunst sich in einer neuen Position befand, neu und schief.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Kunst für eine aristokratische Gesellschaft geschaffen, in deren Dienst sie nicht nur Schlösser und Kirchen mit Malereien und Skulpturen schmückte, sondern auch Möbel und Geräte verzierte, und der hochkultivierte Geschmack einer seit Generationen besitzenden und genießenden Aristokratie hatte beispielsweise die Bronzen Gouthières oder Caffieris, die Lackarbeiten eines Martin, die Möbel von Boulle, Riesener u. a. nicht geringer geschätzt, als die Gemälde Watteaus oder Bouchers, die Skulpturen von Coyzevox oder Clodion. Der Künstler hatte zum Handwerk gehört, der Wertung seiner Arbeit aber hatte das keinen Eintrag getan. Das hatte sich inzwischen gründlich geändert. Wir haben schon im ersten Bande erzählt, daß Kunst und Künstler eben infolge ihrer Tätigkeit für die ci-devants den Bürgern strenger Observanz stark verdächtig waren, und daß sie es nur David verdankten, wenn sie geduldet wurden. Aber gerade indem David versprach, daß die Kunst sich von nun an nur noch mit der Darstellung von Heldentum und Bürgertugend beschäftigen werde, war er es, der ihr einen falschen Weg wies und ihr Aufgaben stellte, die mit dem eigentlichen Wesen der Kunst nichts oder nur wenig zu tun haben; gerade an diesen aber hielt die Bourgeoisie fest, nicht mehr um ihrer selbst willen war die Kunst da, sie hatte höheren Zielen nachzustreben,



1831 *La Mode*

Zwecken zu gehorchen, die viel mit Erziehung, Bildung, Patriotismus, aber wenig mit Kunst gemein hatten.

Von nun an ist es eine stehende Phrase im Schrifttum und Gespräch: »die Kunst soll doch . . .«, »die Kunst muß doch . . .« und erst die Enkel der Generation von 1830 haben mit ihrem Protest gegen das Sollen und Müssen die Kunst aus



Toilette negligée *La Mode*

der dienenden Rolle, in welche die Großväter sie gewiesen, befreit und sie wieder zur Herrscherin gemacht. Das Bürgertum besaß kein inneres Verhältnis zur Kunst und ihren Werken, ein Mangel, der in der Pflege, die von nun an der Kunst zuteil wird, seinen prägnanten Ausdruck findet. Im Leben ist kein Raum für sie, also bekommt sie ein Plätzchen für sich:

das Museum. Aus Kirchen, Klöstern, Schlössern werden die Werke der alten Meister zusammengeschleppt, von den Plätzen, für die sie geschaffen, für die sie in ihrer Wirkung berechnet waren, entfernt und kaserniert, um der allgemeinen Dienstpflicht im Fache des Unterrichts zu genügen. Man nimmt ihnen das Intime und Persönliche, wie man den Rekruten die Individualität abstreift und wie diese in die Zwangsjacke der Uniform, steckt man sie, der alten echten Rahmen beraubt, in schön gleichmäßige, breite Goldleisten und in der spiegelnden Propreté des neuen Firnisses, in dem Kommiß eines einheitlichen Galerietones nehmen sie Paradeaufstellung auf den Gefilden der Kunstgeschichte, ungenießbar durch den aufwirbelnden Bücherstaub der neuen Wissenschaft.

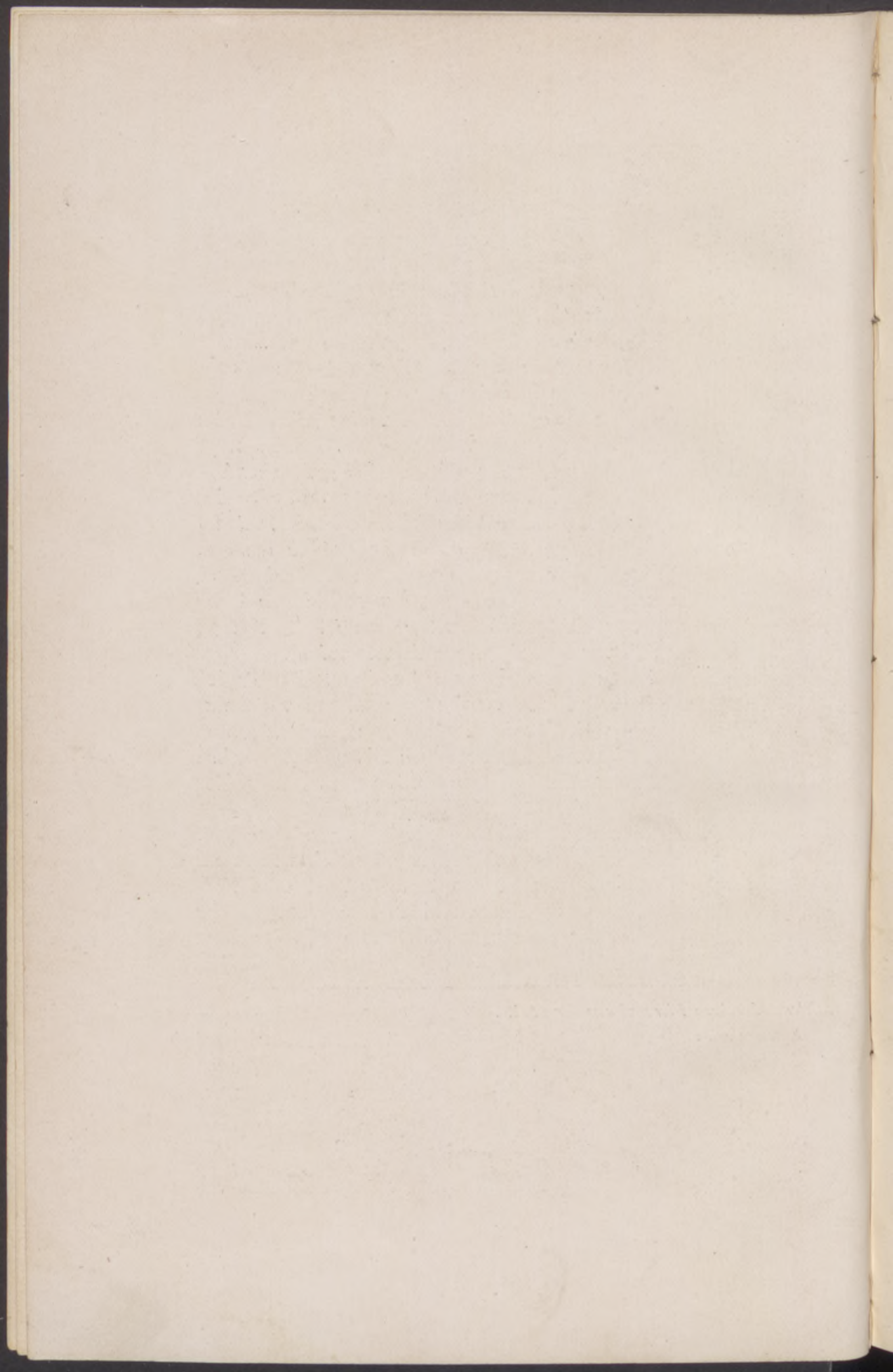
Der gleiche Museumsgeruch der Langeweile liegt über den Werken der damals lebenden Künstler, welche, von Kritik und Publikum genötigt, das Gebiet ihres Schaffens in das Ideale verlegen mußten. Nur große und erhabene Taten im fernsten Altertum waren würdige Stoffe, und den darstellenden Menschen mußte in einem Reinigungsbade alles Menschliche, jeder individuelle Zug genommen worden sein, um sie zu einer unpersönlichen abstrakten Idealschönheit zu erheben. Wen die Kritik loben, das Publikum bewundern sollte, der mußte dem wirklichen Leben mit all seinen Aeußerungen, wie es sich in Haus und Gasse vor den Augen der Menschen abspielte, weit aus dem Wege gehen, noch weniger aber durfte der Künstler sich einfallen lassen, etwa für das wirkliche praktische Bedürfnis etwas schaffen zu wollen. Nur die Historienmalerei war große Kunst, auf allem anderen lag der Makel des bloßen Kunsthandwerks, als hätte das Bürgertum die hohe Kunst, um sie besonders zu ehren, gar nicht weit genug von sich entfernen können.

Aus dieser Zeit stammt auch die Auffassung, welche im Künstler ein Wesen von ganz besonderer Art sieht, nur mit »seiner Kunst« beschäftigt und nur vom Ideal lebend, wie mit innerer Notwendigkeit in einem feindlichen Gegensatz zu seiner Umgebung und zu seiner Zeit stehend. Diese Auffassung kennzeichnet sich sehr ergötzlich in dem Streit, der in den dreißiger Jahren unter deutschen Kunstgelehrten





Stieler, Marchesa Florenzi aus der »Schönheitengalerie« — *Kgl. Residenz, München*



Grandville, Chapellerie

über die Frage ausbrach, ob die alten Meister, Dürer, Holbein u. a. ihre Holzschnitte eigenhändig in den Stock geschnitten hätten oder nicht. In dieser an und für sich sehr unwichtigen und darum mit großer Heftigkeit geführten querelle allemande führten die Gegner der Eigenhändigkeit als Hauptargument an, daß eine derartige, rein handwerkliche Tätigkeit der alten Künstler unwürdig gewesen wäre, und daß sie es deshalb sicher nicht getan hätten.

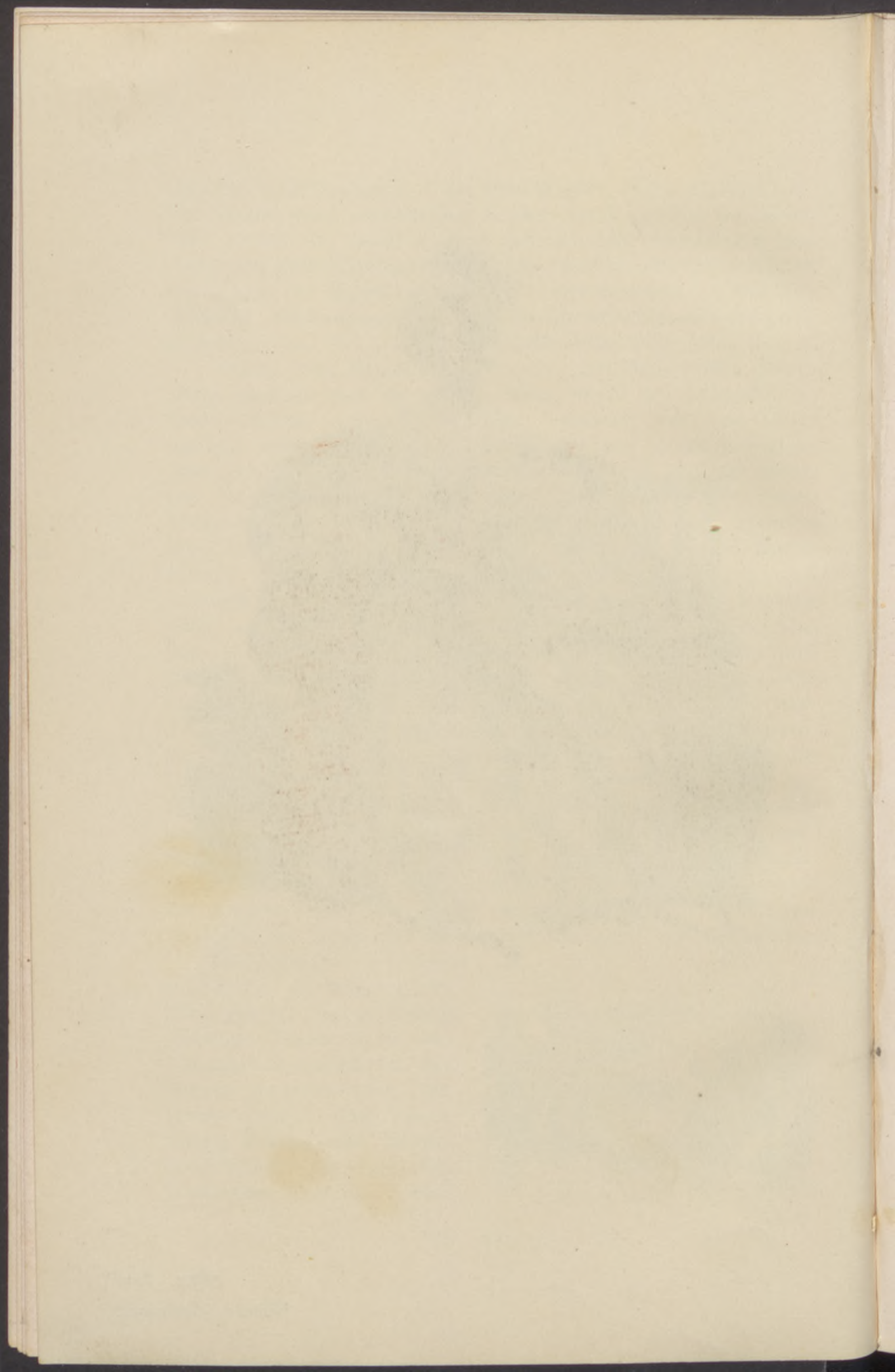
Indem man den Künstler so weit vom Handwerker distanzierte, übersah man dann auch willig, wenn der Lebende das Handwerkliche seiner Kunst nicht verstand; wenn ein Maler nur gut zeichnete und tiefe und große Ideen in seinen Bildern zum Ausdruck zu bringen trachtete, so hatte er nicht nötig, mit der Farbe umgehen zu können. Die gefeiertsten deutschen Maler der Zeit, die Antipoden Cornelius und Kaulbach, konnten denn auch beide nicht malen, ja, Cornelius hat sich aus diesem Mangel einen Vorzug gemacht, er verachtete die Farbe und überließ das Malen und in die Farbe bringen seiner Kartons völlig selbständig seinen Schülern. Man sah nur auf den Inhalt; je lehrhafter derselbe war, je mehr er sich an Wissen und Bildung des Betrachtenden wendete, um so willkommener war er, um so vollendeter erschien seine Kunst. So erklärt es sich denn auch, daß zu derselben Zeit, als der historische Roman, das historische Drama den literarischen Markt beherrschten, die Geschichtsschreibung die Vergangenheit durchwühlte, auch die Historienmalerei in höchster Blüte stand. Sie setzte Kenntnisse voraus, was der Eitelkeit schmeichelte, sie unterhielt zugleich durch anekdotische Züge, blendete das Auge durch die prächtigen Effekte der Ausstattung und wirkte, da sie die ganze Skala der Empfindungen von bloßer Neugierde bis zum wollüstigen Schauder des Entsetzens beherrschte, anregend auf die Nerven.

Die Generation von 1830 fand in der Historienmalerei alles, was sie von der Kunst verlangte: Belehrung für den Verstand, Romantik für das Gemüt; so ist es auch kein bloßer Zufall, daß Viktor Hugos Notre Dame, Meyerbeers Robert der Teufel und Delaroches Tod der Söhne





1834, Juni
Wiener Zeitschrift



Eduards demselben Jahre 1831 angehören, sie bezeichnen den Kulminationspunkt der Romantik.

Der klassischen Richtung war damit der Todesstoß versetzt, David und seine Schule waren überholt und sanken in Vergessenheit; wer mit der Modeströmung nicht mitkonnte, wie der alternde Gros, wurde verhöhnt, was der Arme sich so zu Herzen nahm, daß er 1835 freiwillig in den Tod ging. Es ist kein Wesensunterschied, der die romantische Geschichtsmalerei von der klassischen im Sinne Davids trennt, nur die Mache war verschieden, nur ein Szenenwechsel ging vor. Man entsinnt sich aus der Selbstbiographie Ludwig Adrian Richters des komischen Entsetzens, mit dem der angehende Kunstjünger den Hergang der Komposition in der historischen Klasse der Akademie schildert, wie ihn diese Gliedermänner und Stoffdraperien angewidert; daran änderte sich nur, daß man lebende Modelle in die Kostüme steckte, ein lebendes Bild stellte und die Stoffe aus dem Mittelalter nahm, statt aus dem Altertum; die Delaroche, Wappers, Gallait spielten im übrigen ebenso Theater, wie ihre Vorgänger in der Gunst der öffentlichen Meinung getan hatten, sie wiesen durchaus in ihren Schöpfungen keine höheren künstlerischen Qualitäten auf, als diese, aber sie boten, was der Geschmack der Zeit verlangte, und dieser hob sie auf den Schild und führte ihre Werke im Triumph durch ganz Europa.

Im Bild, im Buch und auf der Bühne herrschte das Mittelalter, so kann man wohl aus ihnen den ästhetischen Geschmack der Zeit kennen lernen, sie selbst aber verbirgt sich, als hätte sie sich ihrer äußeren Erscheinung, der Form ihres Daseins geschämt. Nur im Porträt durfte die große Kunst sich der Menschen von dazumal annehmen, um sie darzustellen, wie sie gern gewesen wären, die Frauen idealisiert, die Männer in ihrer Wichtigkeit und Bedeutung gesteigert. So zeigt sie uns der Engländer Thomas Lawrence, der beliebteste Maler der vornehmen Welt, für den man in Wien ebenso schwärmte wie in London, und dessen Bilder uns die Gesellschaft festgehalten haben, wie sie der Nachwelt zu erscheinen wünschte; die Damen von ätherischer Leichtigkeit, Wesen, die sich in Schleiern und Wolken verflüchtigen, sie hängen mit dieser Welt nur gezwungen durch den Körper zusammen, ihre Seele gehört einer anderen Welt, in die sie sich eben erheben zu wollen scheinen. Ihre



Liebeserklärung aus »Adam, passe-temps« *1830*

schmachtenden Blicke, die weichen Rundungen von Hals und Busen, die das Gewand mehr zu zeigen, als zu verbergen liebt, beweisen allerdings hinlänglich, daß die Schönen gegen den Beifall der Irdischen doch nicht ganz unempfindlich sind. Wenn auch der gute Ton den Weltschmerz verlangt und sie nötigt, eine Verachtung der Freuden dieser Welt zur Schau zu tragen, so müssen sie wohl zugeben, daß diese Freuden ja leider sehr flüchtig sind, aber ihre schönen großen Augen, die lächelnden schwellenden Lippen überzeugen davon, daß diese Freuden doch auch sehr süß sein können.

Die Männerwelt, die Lawrence darzustellen hatte, zeigt uns die Fürsten und Herrscher der Restauration, die Feldherrn, die zum Sturz des Korsen beigetragen hatten und die Diplomaten, die sich auf den Kongressen in Wien, Karlsbad, Laibach, Verona bemühten, alles ungeschehen zu machen, was sich seit 1789 ereignet hatte. Etwas von der Schwächlichkeit dieser Generation haftet auch den Bildern an. Das oberste Prinzip dieser Menschen ist das Verbergen ihrer Gedanken; so hat der Künstler sich begnügt, uns ihre Außenseite, elegant, vornehm, etwas weichlich, zu schildern, eine Gesellschaft, die zwar herrscht, der aber vor dem morgenden Tage bangt.

Ein anderer Maler der vornehmen Welt jener Zeit war der Franzose Gérard, der schon unter Napoleon I. seinen Ruhm begründet hatte. Im Wettbewerb mit David trug er im Bildnis über die-





Kaiser, Ballgesellschaft *Lithographie*

sen einen augenscheinlichen Sieg davon, denn er verstand es, ohne unwahr zu sein, effektvoll zu schmeicheln, der Schönheit liebenswürdige Anmut, der Würde weltmännischen Chic zu geben.

Wie kein anderer aber war Ingres der Maler seiner Zeitgenossen, von denen er mit Pinsel und Stift drei Generationen nacheinander festgehalten hat. Er hat mit dem Porträt des alten Bertin, des Verlegers des »Journal des Débats«, ein Bild geschaffen, welches die ganze Zeit vergegenwärtigt. Dieser so breitspurig dasitzende alte Herr ist der Repräsentant des tiers état, wie ihn das große Jahr geschaffen, erfüllt von sich, bis zum Unangenehmen seiner Wichtigkeit bewußt. Seine Miene und Haltung verkünden, aus jeder Pore quillt die Ueberzeugung: der Staat, das bin ich; mir gehört die Gegenwart und die Zukunft! — Mögen Ingres' übrige Bilder trocken und ausgeklügelt sein, in seinen Porträts hat er das Leben zu bannen gewußt. Mit liebendem Verständnis ist er hier der Natur nachgegangen und hat das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft gepackt, so starrköpfig und zähe, wie die Männer, so tüchtig und korrekt, wie die Frauen waren.

Diese Züge treten in seinen Zeichnungen noch lebendiger hervor, als in seinen Bildern, deren Wirkung durch eine kalte und spröde Farbe beeinträchtigt wird. In seinen Bleistiftstudien schaffte der Künstler dagegen unmittelbar vor der Natur und er schreibt sie hin, wie er sie empfindet, erfüllt von dem intimsten Leben, das außer der körperlichen Erscheinung auch etwas von dem Geiste der Menschen auf sein Blatt gerettet hat. Ueber seinen Familienbildern liegt eine Innigkeit, eine Stimmung der Weihe, die Liebe und Ernst des Familienlebens wie einen Gottesdienst empfinden lassen.

Deutschlands romantische Kunst empfing durch die ältere Düsseldorfer Schule ihre stärksten Akzente in einer rührseligen Sentimentalität, welche Lessing, Sohn, Bendemann u. a. mit weinerlicher Eleganz zur Geltung brachten, aber den Geschmack der Zeit in so hervorragender Weise trafen, daß Kritik und Publikum ihnen zujubelte und Graf Raczynski sie in seiner Geschichte der Kunst in den überschwenglichsten Tönen verherrlichte. Bei ihnen, wie bei den Historienmalern, die, wie Kaulbach in der Zerstörung Jerusalems, ihre Bilder mit geheimnisvollen Anspielungen spickten, die nur den Gebildeten verständ-



1832, Juli *Journal des Dames*



A Hint to the Ladies *Englische Karikatur um 1830*

lich waren, finden wir wohl, wie die Zeit dachte und wie sie empfand, aber wie sie aussah und wie die Menschen sich gaben, das suchen wir vergebens, wir müssen uns auch da an die Porträtisten wenden.

Nun zählt Deutschlands große Kunst in jenen Jahren unter ihren Porträtmalern keine Kraft, deren Ruhm den kurzen Tag der Mode überlebt hätte. Einer der beliebtesten war Josef Stieler, der für Ludwig I. von Bayern jene Galerie von Schönheiten gemalt hat, die den für Frauenreiz sehr empfänglichen

König während seines langen Lebens entzückt haben. Es sind Damen aus allen Ständen dabei, sie gehören verschiedenen Völkern an und verteilen sich auf mehrere Jahrzehnte, und doch bilden sie alle scheinbar nur eine große Familie, denn die Unterschiede von Rang, Temperament und Alter sind durch Retuschen, die jeden individuellen Zug sorgfältig verwischt haben, um jede einzelne zum Typus einer besonderen Idealschönheit zu verklären, völlig verwischt worden, und die Uniformität in Stellung und Gebärde macht sie zwar alle sehr schön und sehr lieblich, aber auch sehr gleichgültig und sehr langweilig.

Diese Prinzessinnen, Gräfinnen und Bürgermädchen geben doch nur einen stark ins Schöne gefärbten Begriff ihres wahren Aussehens; den Spiegel der Welt, wie sie damals in Wirklichkeit war, den geben uns ganz andere Maler; Künstler, die sich zu ihrer Zeit nur einer gewissen mitleidigen Nachsicht erfreuten, denn sie gingen in ihren Werken nicht sowohl dem hohen erhabenen Ideale, als vielmehr einer nüchternen Gegenständlichkeit nach.

Da ist z. B. der sympathische Wiener Josef Danhauser, der in seinen Kabinettstücken die kleine Biedermeierwelt der Handwerker, Künstler- und Bürgerkreise erschließt, oder der Münchener Albrecht Adam, der Berliner Franz Krüger, die beide durch ihre Pferdestudien zu einem ehrlichen Realismus geführt wurden. Wenn man für vornehme Leute Rassepferde und Hunde nach dem Leben zu schildern hat, so darf man nicht idealisieren, denn der Auftraggeber hält sich nur an die Natur, deren getreue Wiedergabe er wünscht, und von dem wahrheitsgetreuen Bild des Pferdes allein ist zu dem des Reiters nur ein Schritt. Beide Maler, Adam sowohl wie Krüger, haben in großen Paradebildern besonders festliche Momente aus der Zeit der eben eingeführten allgemeinen Wehrpflicht festgehalten und sie haben auch in der Art ihrer Auffassung gemeinsame Züge. Die Monotonie, die den Exerzitien militärischer Drahtpuppen mit Notwendigkeit anhaftet, haben sie in den Hintergrund geschoben, um den Vordergrund mit dem Gedränge bürgerlicher Zuschauer zu erfüllen, die mit liebens würdigster Naivität gesehen und mit größter Unbefangenheit auf die Leinwand gebracht sind. So haben wir in den Paraden, wie in Krügers Huldigungsbild unverfälschte Dokumente von Art und Wesen der Münchener und Berliner bürgerlichen Ge-



Waldmüller, Die Familie Eltz. 1835 *Frau Dr. Sassi, Wien*

sellschaft in jener Epoche; wir sehen, wie man sich kleidete, wie man ging und stand, wie man grüßte und sprach, wie man lachte und fröhlich war. Eine steifleinene Haltung, die auch im Affekt des Enthusiasmus stets korrekt bleibt, charakterisiert die Menschen alle, aber die Herren, bis an die Ohren in ihre hohen Halsbinden verschnürt, sind so putzig, die Frauen in ihren grotesken Hüten und gigantischen Aermeln so zier und preziös; die Zeit spricht da so aufrichtig und ehrlich zu uns,



Waldmüller, Mutter und Kind. 1835 *Nationalgalerie, Berlin*

daß das Herz sich der Verwandtschaft mit ihr froh bewußt wird, war das alles doch: als der Großvater die Großmutter nahm, — altmodisch ja, aber so vertraut und so lieb!



Schwind, Anna Hönig (um 1828)

Ganz köstlich sind Krügers Studien zu diesen Bildern, in denen er die Köpfe verschiedener Berliner Notabilitäten von damals fixiert hat, den Ballettmeister Taglioni und seine Frau, die Schauspielerin Stich-Crelinger mit ihren hübschen Töchtern u. a. Sie beweisen eine starke Begabung für das Erfassen des Charakteristischen in Erscheinung und Physiognomie und so sind für uns beinahe mehr noch als Krügers Bilder die zahlreichen trefflichen Porträtzeichnungen von höchstem Wert, die er teils selbst lithographiert, teils als Vorlagen für den Lithographen angefertigt hat.

Wenn die Zeit in dem, was sie große Kunst nannte, posiert, so spricht sie sich in der bescheidenen Alltagskunst, der Lithographie, ganz aus, sie enthüllt sich in ihr mit einer Offenherzigkeit und Intimität, die gegenüber den gespreizten Darbietungen der in Fresko und Oel Arbeitenden wie ein erlösendes Geständnis nach endlosen Lügen wirkt, hier offenbart sie sich uns ohne Maske, aufrichtig und menschlich. Das ganze Leben der Restauration und des Bürgerkönigtums spiegelt sich in der Lithographie; sie ist gleichsam der sichtbar gewordene Geist einer ganzen Epoche, sie entspricht ihr in so hohem Grade, daß man sich kaum vorstellen kann, wie sie ohne dieselbe hätte ihren adäquaten Ausdruck finden sollen. Mit einem Schlage drängt sie die viel Zeit erfordernden kostspieligen Verfahren von Kupferstich und Holzschnitt zurück, um das Unruhige, Drängende, Suchende, Schwankende, welches der Zeit anhaftet, auszudrücken, hastig, atemlos, wie gehetzt von Mode und Geschmack, im Gefühl, daß die Wahrheit von heute morgen schon Lüge sein wird.

Es ist tragisch, daß, wie so viele andere Erfinder, auch der der Lithographie um die Erfolge seiner Entdeckung gekommen ist.

Als Aloys Senefelder gelegentlich der Niederschrift eines Waschzettels seiner Mutter die große Erfindung machte, die seinen Namen unvergeßlich gemacht hat, da ahnte er nicht, daß 20 Jahre später sein Verfahren von Paris aus eine Verbreitung und Ausbildung erfahren würde, welches seine Produkte in Millionen von Blättern in jedermanns Hand bringen sollte, während er selbst vergessen, arm, sorgenvoll, von pekuniären Schwierigkeiten erdrückt, ins Grab sinken muß. Er selbst hat die Tragweite seiner Entdeckung, die tausend Möglichkeiten, die sie in ihrem Schoße barg, nicht gekannt. Er beschenkte die Kunst mit einem Verfahren, dem kaum ein anderes an Leichtigkeit der Handhabung, an Mannigfaltigkeit der Anwendung gleichkommt, aber er hat keinen Vorteil davon gehabt. Erst nachdem seit 1816 zwei französische Unternehmer, Graf Lasteyrie und der Elsässer Engelmann, in ihren Instituten die Lithographie pflegen, fängt die neue Manier an, sich langsam unter den Künstlern Freunde zu erwerben. Sobald diese aber erkannt haben, daß der lithographische Stein ihnen erlaubt, ihre Gedanken mit einer Leichtigkeit auszusprechen, die seiner Uebertragung aufs Papier die volle Frische und Ursprünglichkeit der schöpferischen Idee erhält, daß man auf Stein zeichnen, schreiben, tuschen, gravieren — kurz, sich ausdrücken kann, wie man will, da ist der Sieg der Lithographie entschieden. Ein fieberhafter Betrieb beginnt, eine Massenproduktion von Blättern und Folgen, die Charlet schon 1823 sehr ergötzlich in dem Bilde, wo es Albums regnet, persifliert. Die Gesellschaft ist wie ein Weib, das in der Freude am eigenen Reiz nicht oft genug in den Spiegel sehen kann, und da es in der Kunstanschauung von damals ein Ehrenpunkt war, daß die große Kunst nicht der Gegenwart huldigen dürfe, die Freude am Betrachten seiner selbst und seiner Nachbarn aber unausrottbar im Menschen steckt, so fiel das Sittenbild der Lithographie anheim

Den Zusammenhang mit ihrer Zeit findet die Kunst jener Epoche erst in der Lithographie wieder, nachdem sie in den Schöpfungen der großen Kunst freiwillig darauf verzichtet hatte. Hier spiegelt sich die Gesellschaft, wie sie war, in ihrer Eleganz und ihrem Luxus, mit Liebe und Haß, Freud und Leid; die kleine Misere findet ihr Echo, wie das große Glück, banausischer Genuß und politisches Unbehagen klingen hindurch; das Sittenbild schattiert von unbekümmerter Sorglosigkeit bis zur boshaften Karikatur, die Naiven und die Tendenziösen



Tschernelow

Porträts: Puschkin, Krylow, Schukowski, Gneditsch

kommen zu Wort, die Lithographie redet eine Sprache, die jeder versteht.

Die Franzosen, welche früher als die Deutschen die Lithographie in den Dienst der Kunst stellen, haben auch sofort eine große Anzahl bedeutender Künstler aufzuweisen, welche es verstehen, dem neuen Verfahren alle Reize abzugewinnen, deren dasselbe fähig ist, und denen die Schnelligkeit desselben gestattet, allen Modelaunen des Tages von Stunde zu Stunde zu folgen. Horace Vernet, Raffet, Charlet widmen ihren Stift dem Militär und verherrlichen den »petit caporal«, ihnen verdankt Napoleon I. seine Legende und Napoleon III. seine Krone; Eugène Lami schildert die mondäne Eleganz der vornehmen Welt, Pigal das gewöhnliche Volk bei der Arbeit, Henry Monnier den Kaufmann und Kleinbürger. Grandville amüsiert sich über den bourgeois, Achille und Eugène Devéria treiben den Kultus der schönen Frau, Henri Daumier verhöhnt die Regierung. Die Lithographie ist allmächtig, sie zwingt die Alten, wie Grevedon, der nahe an den Sechzig zum Stein greift, um seine süßen weichen Frauenbilder zu schaffen, und die Jungen, wie Gavarni, den sie von der Staffelei vertreibt, damit sein skeptischer, in Ironie getauchter Griffel Zeit und Menschen schildere; sie bietet ihre Hilfe Emile de Girardin, um in der »Mode« der Schönheit und Grazie zu huldigen, und Charles Philippon, um in der »Caricature« einen Krieg gegen das Julikönigtum zu führen, eine Schlacht zu liefern, in der jeder Hieb sitzt, jeder Pfeil vergiftet ist.

Die Lithographen sind überall und nirgends, sie belauschen die Modedame in allen Stadien der Toilette, in allen Zuständen der Laune, sie wissen im Salon so gut Bescheid wie in der Küche und sind so indiskret wie die Zofe, die am Schlüsselloch horcht. Mit Laune verspotten sie den Bürger, der sich Airs gibt und den Biedermann, dessen Sonntagskleider der Regen verdirbt; ihr kaustischer Witz trifft den Lebejüngling, der seine Jugend an ein altes Weib verkauft und die unvorsichtig liebende Jungfrau, deren Malheur ein zärtlicher Alter wieder gut macht. Schonungslos decken sie die gespreizte Nichtigkeit subalterner Bureaukraten, wie das hohle Pathos phrasendreschender Parlamentarier auf, sie verhöhnen den Bettelstolz des Remigrierten und den Geldsackdünkel des Protzen;



Lami, Promenade après diner *Aus: La vie de château*

der gesalbte König ist ihnen so wenig heilig wie der erwählte, der Bettler vor ihnen nicht sicherer als der Fürst. In langen Bilderfolgen begleiten sie die Mondäne vom späten Aufstehen bis zum frühen Niederlegen, sie schwelgen in den Abenteuern, welche die Unschuld vom Lande in der Stadt erlebt, in den Widerwärtigkeiten, denen illegitim Liebende sich aussetzen, und an dem Mißgeschick harmloser Spießbürger haben sie ihre Freude.

Die Lithographen schreiben die Chronik der Zeit; in der Gesellschaft, deren Situation mit jedem Tage gespannter wird, sprechen sie das letzte Wort, finden sie das befreiende Lachen. Sie haben in den Typen, die sie geschaffen, politische und gesellschaftliche Zustände zu Persönlichkeiten verdichtet von so packendem Leben, daß ihre Wesenheit erst mit der Kunst selbst aufhören wird. Der »Mayeux«, den Traviés erfunden haben soll, verkörpert er in seiner buckligen Häßlichkeit, in seiner jedem Gefühl des Schicklichen hohnsprechenden Anmaßung nicht jene Jahre der Restauration, in denen der vermoderte Feudalstaat mit einem jugendlichen Liberalismus in tödlicher Feindschaft lebte? — Wer vergäße jemals Monniers »Joseph Prudhomme«, den satten Philister mit der wachs-



Madou, Le portrait. 1835 *Lithographie*



Madou, Discussion litéraire. 1835 — *Lithographie*

weichen Moral, dem Pharisäerbewußtsein untadeliger Tugend und dem feigen Kriechen vor der Macht? Oder Daumiers »Robert Macaire«, dessen Bösartigkeit die soziale Revolution ankündigt, den Umsturz aller Verhältnisse, den Nihilismus, der auch Gavarnis »Thomas Vireloque« beseelt!

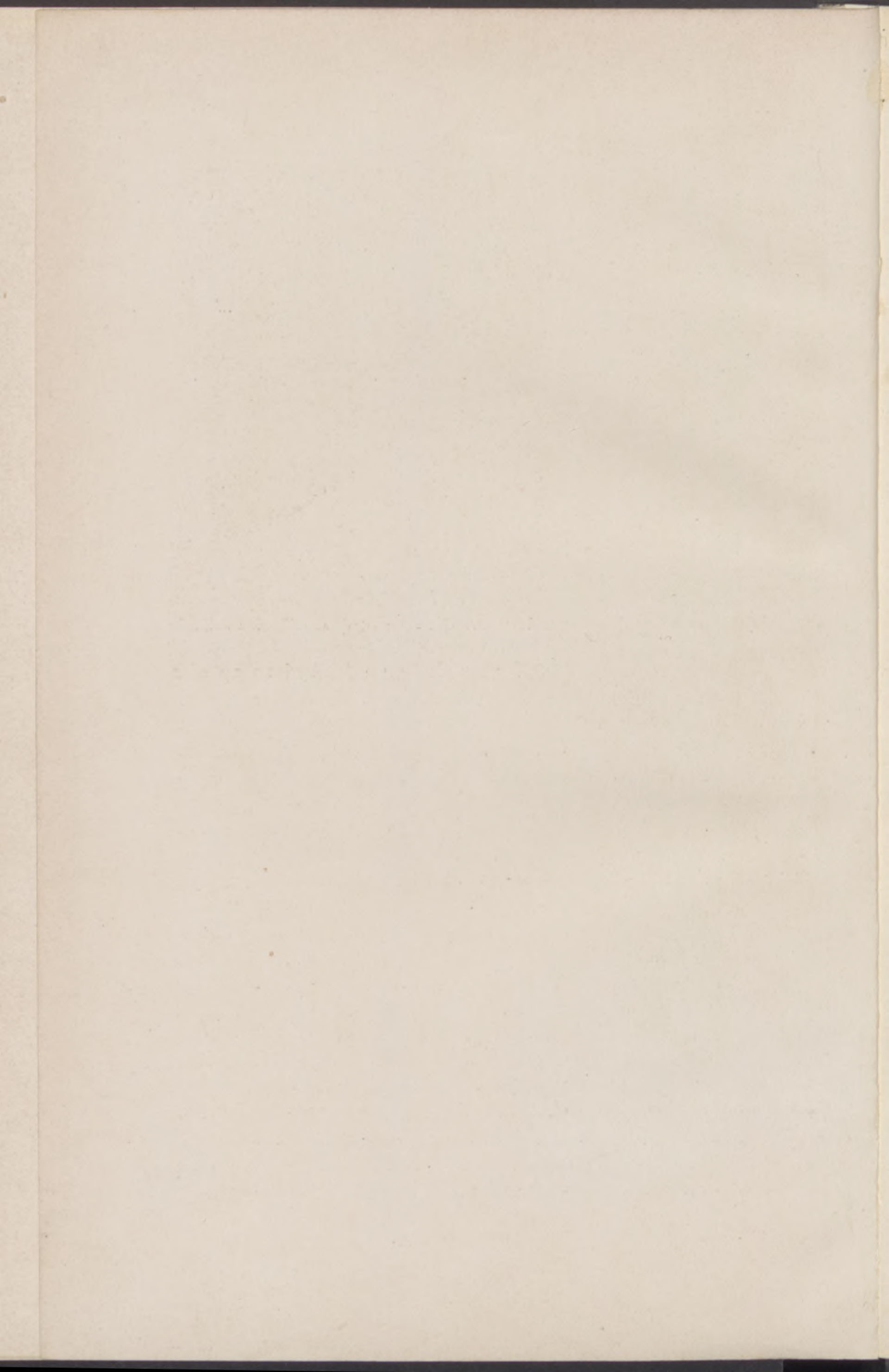
In Deutschland fehlten zwei Faktoren, die der Lithographie erlaubt hätten, denselben Aufschwung zu nehmen, wie in Frankreich; einmal die hohe künstlerische Kultur der großen Masse, für welche die französischen Künstler schufen, und zweitens die Preßfreiheit, deren sich die Franzosen wenigstens in den ersten Jahren der Regierung Louis Philipps erfreuten. Es gibt in Deutschland vorzügliche Zeichner, welche lithographisch tätig waren, aber ihr Schaffen bewegt sich in anderen Bahnen, es schaltet vor allem die Politik sorgfältig aus. Man erfreut sich in Wien am Theaterklatsch, in München an den Zänkereien in der Welt der Künstler und Literaten, an den Prügeln, die der überall herumstänkernde Saphir einheimst; in Berlin lebt man wohl am eigenen Witz, dem Glaßbrenner im Eckensteher Nante die klassische Gestalt verleiht; vor allem aber widmen sich die Lithographen dem Porträt, und in den köstlichen Blättern, welche Kriehuber in Wien, Hanfstaengl in München, Krüger in Berlin hinterlassen haben, ersteht die ganze Gesellschaft des Vormärz vor uns. Da ist die hohe Aristokratie der österreichischen Kronländer, die süßen Komtesserln in ihrem bezaubernden Charme, die feschen Kavaliere mit ihrer souveränen Nonchalance, alle trotz ihrer Vornehmheit und Eleganz unendlich natürlich und leger; ein Abgrund trennt sie vom Volk, das ist selbstverständlich, hindert sie aber nicht, liebenswürdig und ungezwungen zu sein. Sie stehen über den anderen, weil ihre Geburt sie dahin gestellt hat, sie sind, was sie sind, aus sich selbst, denn auch der einzige, der noch über ihnen steht, der Kaiser, hat ihnen nichts zu geben oder zu nehmen, sie stehen jenseits höfischer Laune und Gunst.

Wie anders der Beamtenadel, den uns die preußischen Künstler zeichnen, die Militärs so martialisch wie ein Unteroffizier, die Beamten so unnahbar wie ein Hoflakai, alle nach oben schielend, in tiefster Ehrfurcht ersterbend, eine subalterne Vornehm-





Champmartin, Madame de Mirbel *Museum, Versailles*



heit, deren auf Zeit geliehenem Glanz der Abschied über kurz oder lang sicher ein Ende macht.

In München die schönen Prinzen, die um den König heranwachsen, die hübschen Schauspielerinnen mit dem weißen „Föll", Künstler mit wüsten Mähnen, Studenten mit langen Pfeifen, alle durch das Bier in die gleiche Gemütlichkeit, das gleiche Behagen getaucht. Sie alle leben wieder vor uns auf und aus den verschiedenen Blättern erklingt es wie verschiedene Dialekte; aus der eleganten Mache, den verschwimmenden Umrissen, den weichen Schatten der Kriehuber und Hanfstaengl tönen die verführerischen Laute des Weanerischen, das herzige Oberbayerisch; aus der nüchternen Härte der Berliner das schnarrende, schneidige, schnoddrige Spreedeutsch.



Ingres, Madame Balze

Die Lithographie war die Brotkunst und ernährte ihren Mann, indessen die Idealisten die Produkte der gefeierten hohen Kunst nur mit Mühe in Kunstvereinen und Museen unterbrachten, ja, manchem großen Künstler hat nur sie die Existenz gefristet. Der große Delacroix in Frankreich mußte als Broterwerb zur Lithographie greifen, Adolf Menzel, Moritz Schwind u. a. bezeichnen die Anfänge ihres Schaffens mit langjähriger Tätigkeit für Verleger und Papetiers. Aber selbst in die Bilderbogen, die Briefköpfe, Tisch- und Gratulationskarten, in die tausenderlei Gelegenheitsarbeiten des Marktes trägt jeder von ihnen ein Stück seiner persönlichsten Eigenart. Lange, lange Jahre, ehe Menzel, der Maler, sich zur Natur bekannte, ist Menzel, der Zeichner, auch in der unscheinbarsten Vignette dem Leben nachgegangen,



Cruikshank, Dezember; aus «The comic Almanach 1835»

wie er es in Stube und Kontor, Küche und Werkstatt um sich sah. Er führt uns in die Kreise soliden Bürgertums und läßt uns das Glück sehen, welches in der Beschränkung wohnt, den Wochentag mit seiner Arbeit, den Sonntag mit dem bescheidenen Vergnügen, den engen Kreislauf des gutbürgerlichen Lebens, das sich über Leid und Mühsal hinwegsorgt, um sich mit kleinen Freuden in die Zukunft hineinzuhoffen.

Wie bei Menzel immer der Verstand vorwiegt, so bei Schwind immer die Phantasie! Seine köstlichen Märchenzyklen gehören einer späteren Zeit an, aber ein Zug versonnener Märchenpoesie liegt über jedem Strich, den seine Hand geführt hat. Zumal seinen Frauen gibt er ein Element schalkhafter Grazie, als seien sie eigentlich alle Feen, die inkognito durch die Welt streifen, um die armen Menschen mit ihrem Liebreiz über alle Widerwärtigkeiten zu trösten. Ueber dieser sichtbaren Welt errichtet Schwind ein unsichtbares Königreich, durchwärmt von der Sonne seines Gemüts, durchklungen von den zarten Tönen des Glockenspieles seiner Phantasie.

Ganz abseits von dem, was die damalige Zeit in der großen Kunst bewunderte und in der kleinen liebte, entstanden Werke, bestimmt, eine ganz neue, den damals Lebenden unbekannte



Cruikshank, Juli; aus «The Comic Almanach 1835»

Kunst heraufzuführen. In England schuf William Turner seine farbigen Wunder, malte John Constable seine Landschaften, in Barbizon waren seit 1830 Théodore Rousseau, Camille Corot, etwas später Jean François Millet an der Arbeit, die alle, in der Natur völlig aufgehend, in der Landschaft die eigene Seele zu bannen suchten, in schwerem Kampf mit den Mitteln des malerischen Ausdrucks, in unermüdlichem Ringen um die Wiedergabe von Luft und Licht und Leben. Die Kritik verhöhnte sie, das Publikum lachte sie aus, von den Ausstellungen wurden ihre Bilder zurückgewiesen; Constable starb 1837 in bitterer Armut und Turners Freunde entschuldigten sein Tun mit der kranken Beschaffenheit seiner Augen. Sie schufen ihrer Zeit zum Trotz, aber der Stein, der damals verworfen wurde, ist der Grundstein der neuen Kunst geworden.

Die Altertümelei auf allen Gebieten der Aesthetik springt am wunderlichsten ins Auge, betrachtet man, was die Zeit in der Architektur geleistet hat. Das 19. Jahrhundert hat in der Baukunst keinen eigenen Stil gefunden, weil man sich darauf kaprizierte, an dem Material, welches die Technik darbot, welches der Zweck forderte, am Eisen, vorbeizugehen und, wo man es benutzen mußte, eigensinnig genug war, seine Beschaffen-



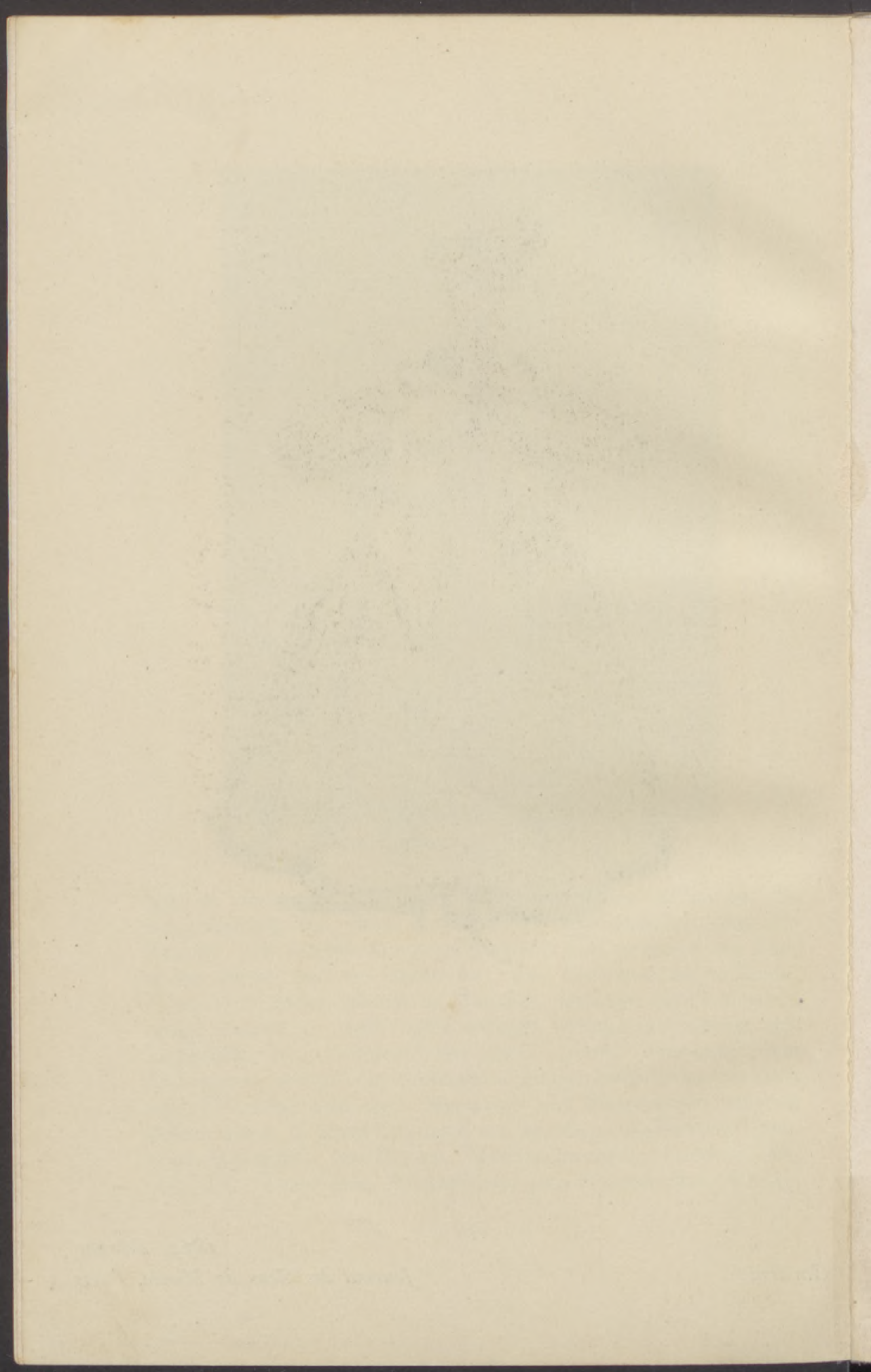
Maurin, Ah, que cette bague est jolie! *Lithographie*

heit zu verstecken oder, sich seiner gleichsam schämend, die Ausgestaltung im Sinne architektonischer Schönheit vernachlässigte. Die Baukünstler besaßen noch von altersher die klassische Maske und sie fuhren fort, sich derselben zu bedienen, Schinkel in Berlin, Klenze in München, Sprenger in Wien haben einige Bauten in mehr oder weniger gelungenem antiken Stil hingestellt. Der Geschmack der Mode verlangte aber außer dem Klassischen, worauf die Architekten eingeschworen waren, auch nach Mittelalter und wenn Bauherren sich Ritterburgen erbauen ließen, wie z. B. Prinz Friedrich von Preußen: Rheinstein, Kronprinz Maximilian von Bayern: Hohenschwangau, Friedrich Wilhelm IV.: Stolzenfels, Schwanthaler sich Schwaneck errichtete,



1834, Februar

Gavarni *Journal des Gens du Monde, Paris*





Gentile (nach Krüger), Amalie Marie Anne, Prinzessin Wilhelm von Preussen (um 1835)

so nötigten sie den Baumeistern neue Masken auf. Sie haben sich dieser nicht mit größerem Geschick bedient, wie der althergebrachten; wenn das Klassische in ihren Bauten meist nur in der willkürlich und unorganisch verwendeten Säule bestand, so begnügte man sich auch in den Bauten anderer Stile mit herzlich wenig Aufwand.

Man sehe Ludwigs I. Bauten in München: eine Kaserne mit symmetrischen Fensterreihen, sind sie spitz geschlossen, so ist der Stil gotisch, schließen sie mit einem Rundbogen, ist er romanisch; ein hübsches Palastmotiv aus Florenz mit fünf multipliziert und die Frührenaissance ist fertig. Oder man betrachte die Normannenburg der Gardehusaren in Potsdam; eine Kaserne



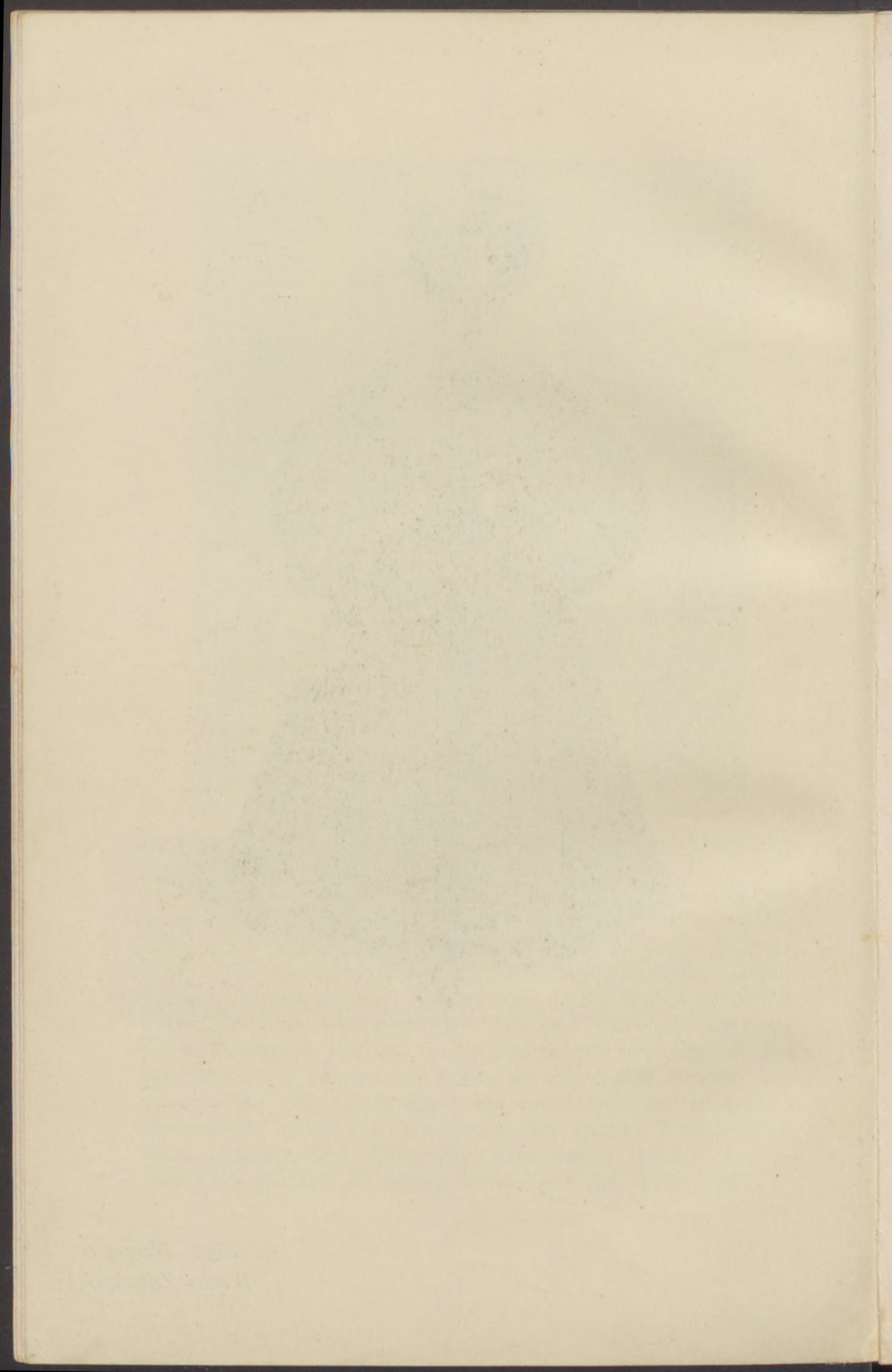
Gavarni, Juni *Lithographie*

in aller Form, Zinnenreihe um das Dach und wir haben den normannischen Stil!

Das wäre alles nur Sache der Zeit selbst gewesen, viel verhängnisvoller aber ist es, daß man in dieser Art und Weise nicht nur Neues errichtete, sondern weit mehr noch Altes zerstörte. Die Architekten, die aus Eigenem nichts haben hervorbringen können, machten sich mit der dürftigen und oberflächlichen Kenntnis mittelalterlicher Baukunst sofort an die herrlichen Denkmale, die uns in kirchlichen und Profanbauten aus der alten Zeit geblieben und haben sie schmählich verpatzt und verschandelt. Sie haben kaum ein mittelalterliches Bauwerk in Deutschland nicht nur, sondern in der ganzen Welt, unangetastet gelassen und durch ihre Fälschungen entstellt und — Gott sei's geklagt, sie fahren noch alle Tage damit fort.



1835, November
Wiener Zeitschrift





1835, Juli *Wiener Zeitschrift*

Die Mode, welcher das Kaiserreich seinen Namen gegeben hat, ohne daß es sie doch geschaffen hätte, überdauerte den Sturz der kaiserlichen Allmacht um mehrere Jahre. Es ist eigentlich erstaunlich, daß eine Art und Weise der Kleidung, welche wie diese für die Mehrzahl ihrer Trägerinnen im hohen Grade unvorteilhaft sein mußte, sich doch beinahe 30 Jahre lang behaupten konnte, ja es wäre ganz unverständlich, wüßte man nicht, daß Nachahmungstrieb auf der einen und Beharrungsvermögen auf der anderen Seite die Hauptfaktoren sind, welche das Leben der Mode bestimmen. Die weibliche Kleidung hatte nach dem Wiener Kongreß etwa den Höhepunkt dessen erreicht, was die Tendenz, das Weib schlank, statuenhaft erscheinen zu lassen, erreichen konnte. Ausgegangen von dem Prinzip einer Rückkehr zur Natur auf dem Umweg über die Antike, hatte die Mode innerhalb einiger 20 Jahre ihre Trägerin aus den Schleiern, in denen sie sich erst gefallen hatte, den Körper fast unverhüllt zu zeigen, allmählich wieder herausgewickelt, um sie, schrittweise immer weiter von der Natur sich entfernend, schließlich zur völligen Karikatur zu gestalten.


A. Barre Fanny Elssler in »Le diable boiteux« 1837

Die kurze Taille schloß unmittelbar unter der Brust, als hätte sie die einzelnen Teile des weiblichen Körpers in ein möglichst ungeschicktes Verhältnis zueinander bringen wollen; der enge faltenlose Rock hörte schon über den Knöcheln auf und ein hoher röhrenförmiger Hut zog das Gestreckte, Schmale der Erscheinung noch mehr in die Länge.

Die Rückkehr der königlichen Familie nach Paris brachte in die Kleidung die ersten Elemente der Romantik, indem sie Halskrausen und hohe, mit Federn überfüllte Toques



1837, Februar *La Mode*

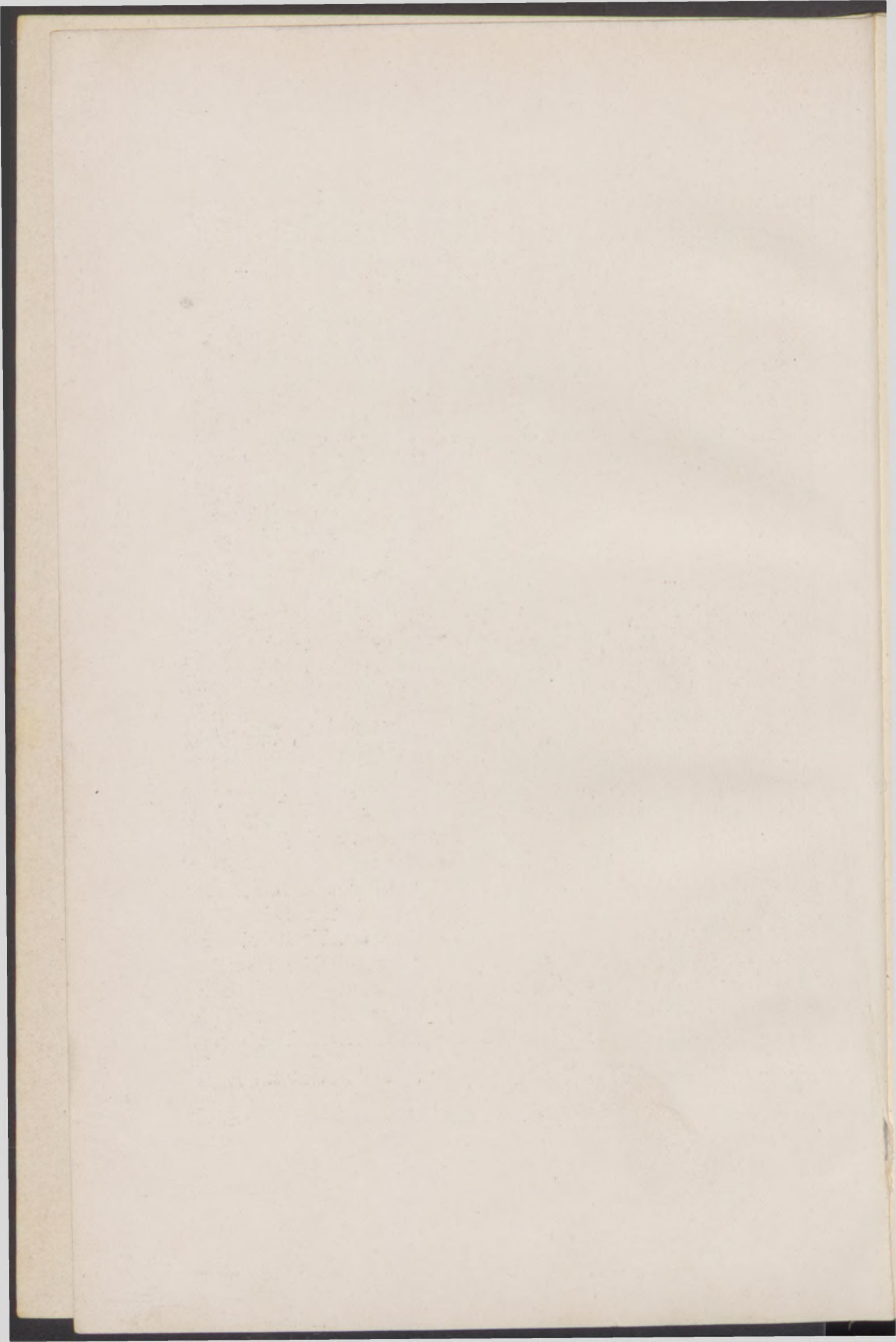


1835, April *Wiener Zeitschrift*

à la Henri IV. in die Mode brachte, aber diese Zutaten beeinflußten die weibliche Gesamterscheinung nicht gerade vorteilhaft, sie trugen höchstens dazu bei, daß die Taille, die unter dem Kinn mit einer dicken Krause begann und unter den Armen schon aufhörte, noch kürzer und unförmlicher erschien. Sehr langsam nur haben sich die Frauen von dieser Form der Taille befreit, zögernd nur beginnt man, sie gegen 1820 durch sogenannte Maria Stuart-Gürtel zu verlängern und ihr statt des runden Abschlusses einen spitzen zu geben. Erst 1820—1822 hat die Taille ihre normale Form wieder erreicht, indem sie an der schmalsten Stelle des Rumpfes ihre engste Einschnürung erleidet und in diesem Augenblick erscheint auch das Korsett wieder, das in England bereits im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wieder aufgetaucht war, und das



Devéria, Fanny Elssler *Kupferstichkabinett, Berlin*





Grandville, Les Laïs de Paris 1827



1835, April *Wiener Zeitschrift*

nun von Paris aus seinen Siegeszug antritt. Die Anfertigung des Korsetts wird zur Kunst, und wer es sich leisten kann, läßt sich eins von Lacroix aus Paris kommen, wenn es auch fünf Louisdor kostet.

Die Kleiderröcke werden ganz allmählich weiter und wachsen an Umfang, bleiben aber trotzdem ganz fußfrei und erreichen erst gegen 1836—37 wieder den Boden. Beinahe 20 Jahre lang vernachlässigt die Mode den Rock, an dessen Form sie nichts zu ändern findet und den sie höchstens durch mehr oder minder reiche Garnierungen von Puffen, Volants, Plissees, Falbeln u. dergl. ausputzt, um ihre Vorliebe ganz einseitig der Ausgestaltung der Taille, streng genommen: der Aermel, allein zuzuwenden. 1816 ist der Aermel noch eng und geht so weit auf die Hand vor, daß er die Finger er-



1836, September *Journal des Dames*

reicht, 1818 haben wir schon die kurze Puffe, von 1822 an aber scheint die Mode zu delirieren, der Aermel nimmt eine Mannigfaltigkeit der Formen an, die alles bis dahin je Getragene weit überflügelt. Zugleich wächst sein Umfang ins Ungemessene, die »Hammelkeulen« erscheinen nur, um sofort von den »Elefanten« verdrängt zu werden und so erreicht die Mode es, daß etwa 15 Jahre, nachdem die Frau hatte schlank, lang, schmal sein müssen, um das Ideal des Geschmacks zu verkörpern, das Gegenteil eintritt und die durch Riesenärmel und über diese noch weit überfallende Berthen erreichte Schulterbreite die Ausdehnung eines weiblichen Wesens nach der Breite hin, der nach der Höhe ungefähr gleich macht.

Die leichten Stoffe, welche man zur selben Zeit bevorzugte, wie ungebleichter Batist, moirierter Mousseline, karierte

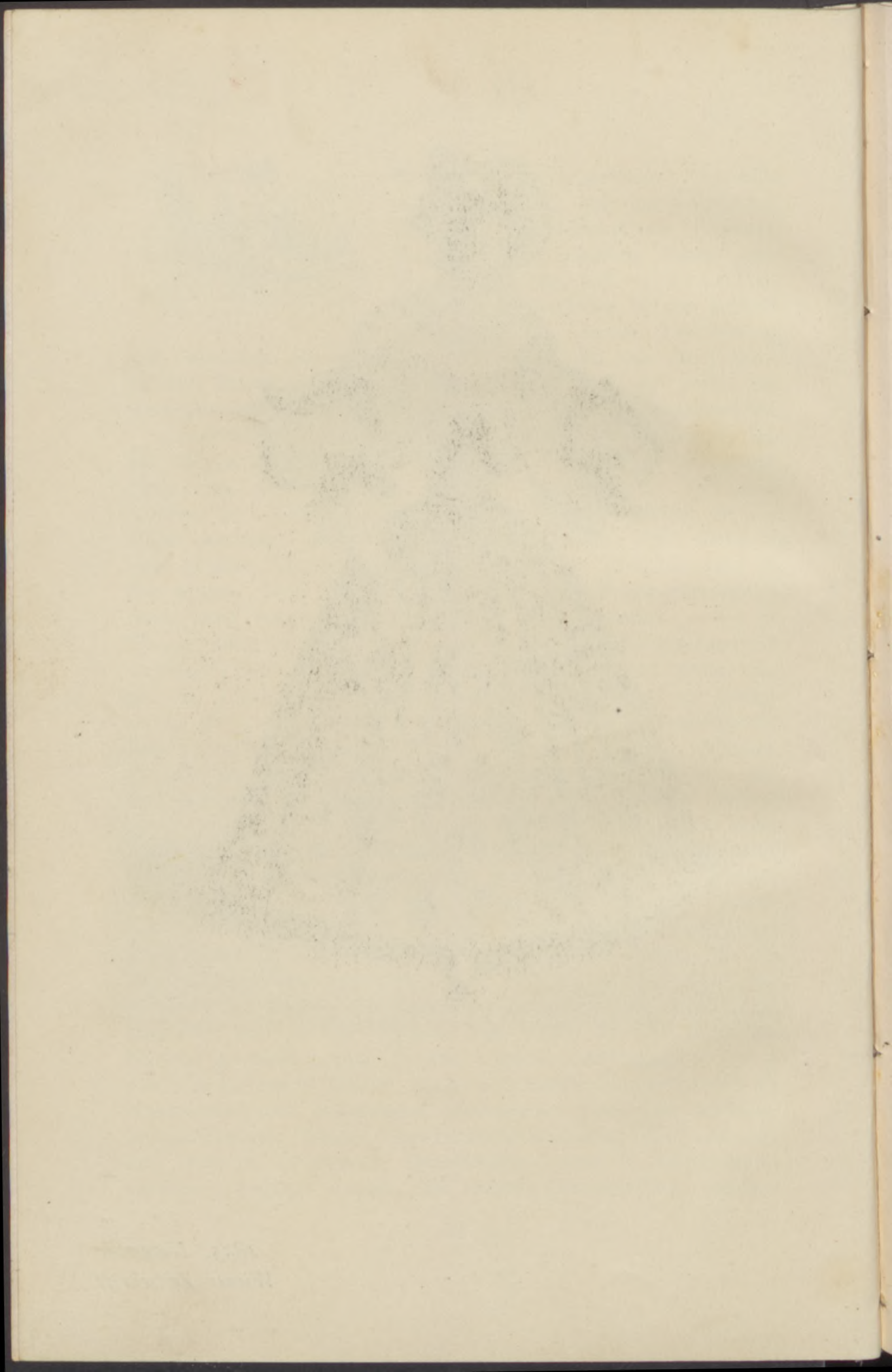


Barège, en plein gestickter Organdin u. dergl. nehmen dem ungewöhnlichen Umfang der Kleidung die Schwere, die Breite der Schultern bringt ganz von selbst die »Wespentaille« hervor, die fußfreien Röcke schließlich geben der ganzen Erscheinung jene zierliche, etwas manierierte Grazie, die uns noch heute an den Bildern jener Jahre so entzückt, und der selbst ein Gavarni eine Zeitlang in Modejournalen Gesetze vorgezeichnet hat.

Indessen war nicht eigentlich der Schneider derjenige, der die Eleganz der Dame von damals in erster Reihe bestimmte, diese hing vielmehr noch von der Putzmacherin und vom Coiffeur ab. Man trug die Haare aus dem Nacken in die Höhe gekämmt, wickelte sie in Löckchen und legte diese in zwei großen Bündeln zu beiden Seiten der Stirn bis nahe an die Augen. Den Eindruck von Gesicht und Frisur unterstützte dann ganz wesentlich die Coiffüre, denn niemals, weder im Hause, noch in Gesellschaft oder auf der Straße erschien ein weibliches Wesen jemals im bloßen Haar allein. Im Hause trug sie ein Häubchen, auf der Straße den Hut und in Gesellschaft die kompliziertesten Gebäude, welche eine erfinderische Putzmacherin aus Spitzen, Blonden, Rüschen, Bändern, Blumen, Federn zu dichten vermochte. Diese Hauben wachsen mit den Aermeln und erreichen wie diese ihren größten Umfang etwa 1830—1831. Wenn die Bilder nicht lügen, so war diese Mode eine überaus vorteilhafte, erlaubte sie doch einer jeden Trägerin, sich eine Umrahmung für das Gesicht zu komponieren, die, in Stoff und Farbe unbeschränkt, dem Geschmack, der Laune, der Eitelkeit den weitesten Spielraum gewährte. Viele Jahre, ja Jahrzehnte behauptete sich der Turban als beliebteste Gesellschaftscoiffüre; die Tradition schrieb sein Aufkommen der ägyptischen Expedition Napoleons zu, in Wirklichkeit aber war er von England aus, wohin ihn die indischen Nabobs gebracht hatten, lanciert worden, man begegnet ihm ja schon in Reynolds Bildern; noch 1837 kreïert die Mode aber als Neuestes indische, cirkassische, odaliskische, griechische und israelitische Turbane. Ebenso lange erhielt sich jener kokette Schmuck, den man in Frankreich »Ferronnière« und in Deutschland »Seht hierher« nannte, ein dünnes Goldkettchen, welches



1835, November
Wiener Zeitschrift





Grant, Königin Viktoria und Lord Melbourne *1838*
Ausschnitt aus dem Gemälde im Windsor Castle

ein kleines Juwel, eine Perle oder dergl. in der Mitte der Stirn festhielt. Dieses Schmuckstück, welches dem Antlitz einer Schönen einen so besonderen Reiz verlieh, hat sich wohl 20 Jahre hindurch in der Gunst der Damen behauptet, wie man denn dazumal überhaupt sehr viel Schmuck trug. Die Toiletten waren nicht sehr kostspielig, die schöne Madame Gros-Davillier trug z. B. 1821 auf einem Ball ein weißes Tüllkleid für 35 Louisdor und dazu Blumen für 20 Fr., an Diamanten aber ein Vermögen; und den Schmuck, den die Baronin Rothschild 1842 auf dem Maskenball beim Herzog von Orleans trug, schätzte man auf 1½ Millionen Fr.

Eine Elegante trug in den zwanziger Jahren zu gleicher Zeit im Haar neben dem Diadem noch einen Kamm und Nadeln, um den Hals ein Kollier und eine lange, dünne Gold-

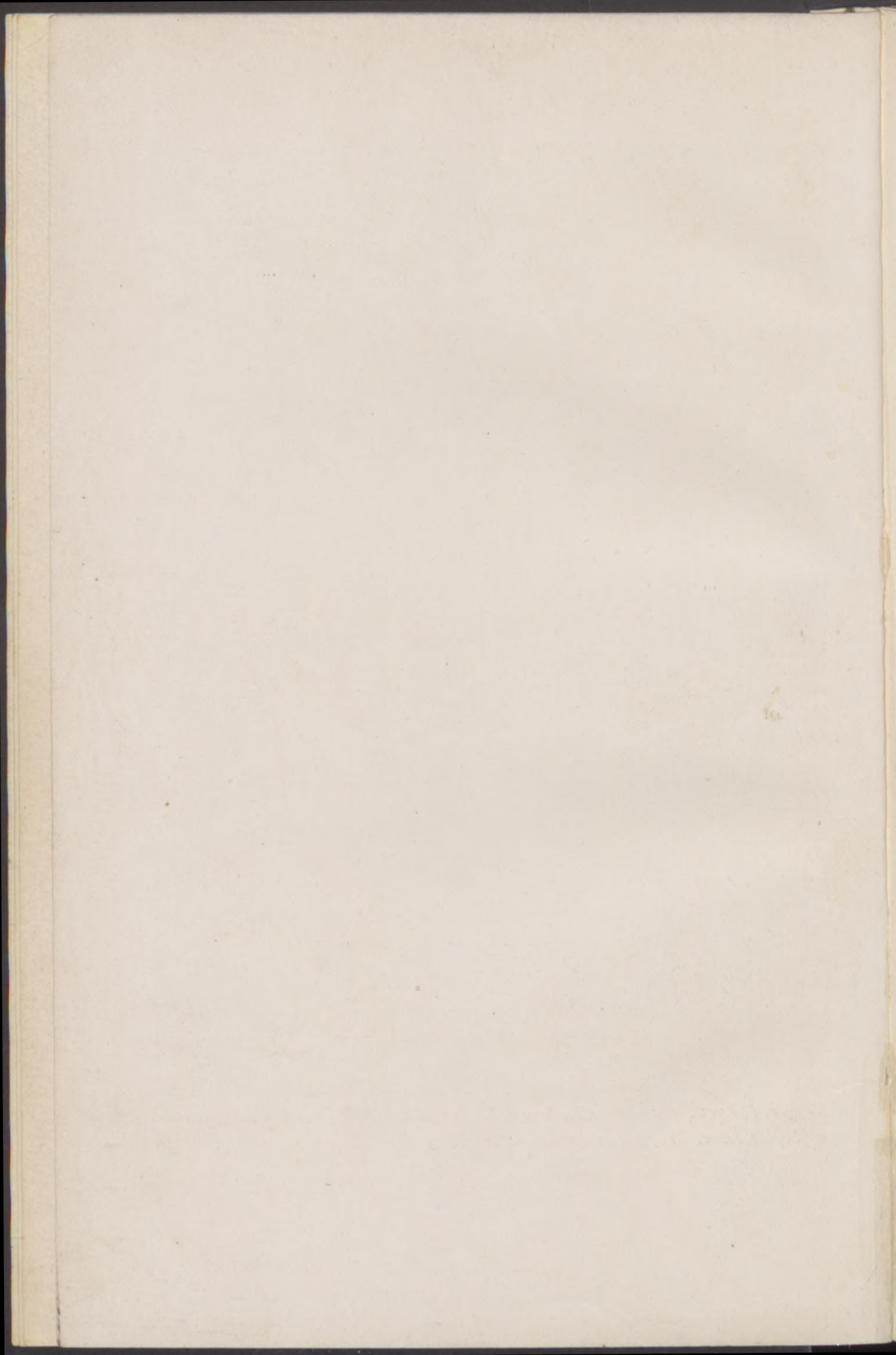


Krüger, Paul und Amalie Taglioni *1839*

Zeichnung. Nationalgalerie, Berlin



Krüger, Baron v. Arnim mit Charlotte v. Hagn und Sophie Löwe, Gruppe aus der »Parade«. 1839 — *Kgl. Schloß, Berlin*



kette, Armbänder über den Aermeln, Ringe über den Handschuhen, lange Ohrringe, Brosche am Kleid und ein Schloß am Gürtel; wenn sie dann dazu noch einen Buketthalter von Silber oder Gold und einen Fächer von echtem Material besaß, so hatte sie nicht mehr an Schmuck an sich, als es die Mode für unerläßlich hielt. Zur Trauer wählte man Schmuck von herrlich gearbeitetem Silber, wenn man nicht solchen von Berliner Gußeisen oder poliertem Stahl vorzog. Ein Jahrzehnt später wird man des vielen Schmuckes etwas überdrüssig; die Kolliers verschwinden wie die Broschen, nur im Haar darf eine Dame noch Juwelen tragen.

Die Hüte, deren Farbe von der Toilette abstechen mußte, z. B. trug man schwarze Hüte zu rosa oder weiße zu schwarzen Kleidern, haben in ihrer Form keine sehr einschneidenden Veränderungen durchgemacht. Die Pariserinnen hatten bei der Okkupation der Hauptstadt Frankreichs durch die Verbündeten, die Formen ihrer Kopfbedeckung denjenigen der alliierten Truppen entlehnt, aber das waren Extravaganzen geblieben. Vereinzelt trug man wohl noch 1818 schmalkrempige hohe Zylinderhüte von rosa Atlas, im allgemeinen kamen aber damals schon jene Hüte auf, von denen die Boshaften behaupteten, man könne darin weder hören noch sehen, jene Schuten mit breitem Rand, deren Form mit kleinen Aenderungen fast 40 Jahre ziemlich gleich blieb. Sie umschlossen den Kopf recht eng und ragten mehr oder weniger weit über das Gesicht hervor, müssen also auf alle Fälle sehr heiß gewesen sein, wenn sie auch — und darin ist es schwer, den Großmüttern Glauben zu schenken — kleidsam waren. In den zwanziger Jahren wurde der Rand breiter und flacher, der Kopf höher, so daß sie das Gesicht weniger einschlossen als umrahmten; in die Höhe gestellte Blumen, Bandschleifen und lange Bindebänder bildeten den Ausputz.

In Bändern hat die Mode förmlich geschwelgt, sie brauchte sie nicht nur zur Garnierung der Hüte, sondern auch zum Besatz



der Kleider, wie als Gürtel und Schärpen, die bald in langen, schmalen Enden vorn, bald in breiten Schleifen hinten herunterfielen. Die Technik ist in ihren Neuerungen erfinderischer gewesen als die Mode in ihren Ansprüchen, in der Zusammensetzung



1836, Juli *Journal des Dames*

der Farben, in der Verbindung der Stoffe hat sie damaszierte, quadrillierte, nuancierte, changeante, moirierte, ombrierte Bänder geliefert, die in ihrem Geschmack und ihrem Reichtum noch heute nicht übertroffen sind.

Das décolleté der Toilette im Hause wie auf der Straße zwang seinen schönen Trägerinnen gelegentlich schützende Hüllen gegen die Unbilden der Witterung auf; man trug dann sogenannte Canezous, fichuartige Kragen mit Tüllrüschen besetzt, oder man griff zur Bayadère, dem langen, schmalen Schal aus Seiden- oder Spitzenstoff, bis etwa um 1830 die Pelzboa wieder aufkommt und sich sofort einen Platz erringt, an dem sie sich viele Jahre als unentbehrlichstes Putzstück der weiblichen Toilette behauptet. Die Künstler sind nicht müde geworden, das graziöse, schlangengleiche Spiel der Boa um einen weißen Hals, um runde Schultern



1836, Juli *Journal des Dames*

und schöne Arme darzustellen, die Boa, die man auch aus Straußfedern herstellte, verschwindet erst in den vierziger Jahren, als die Damen anfingen, nicht mehr ausgeschnitten zu gehen.

Unter der Herrschaft der großen Aermel war den Damen die Benutzung von Mänteln so gut wie unmöglich, so hat die Mode außer der Rotonde, die man in Wien »Wickler« nannte, fast 20 Jahre hindurch Mäntel gar nicht gekannt, sich dagegen in der Schöpfung von Umhängen und Pelerinen aller Arten und Formen gefallen. Sie holte den Burnus aus Algier, die Mantille aus Andalusien, das köstliche Crèpe de Chine-Tuch aus dem Orient und ließ vor allem dem Cashmirschal, von dessen Aufkommen wir im ersten Band berichteten, eine unumschränkte Herrschaft. Sein köstliches Gewebe, seine schönen Farben und Muster, vor allem das Exklusive, das ihm sein hoher Preis verlieh,



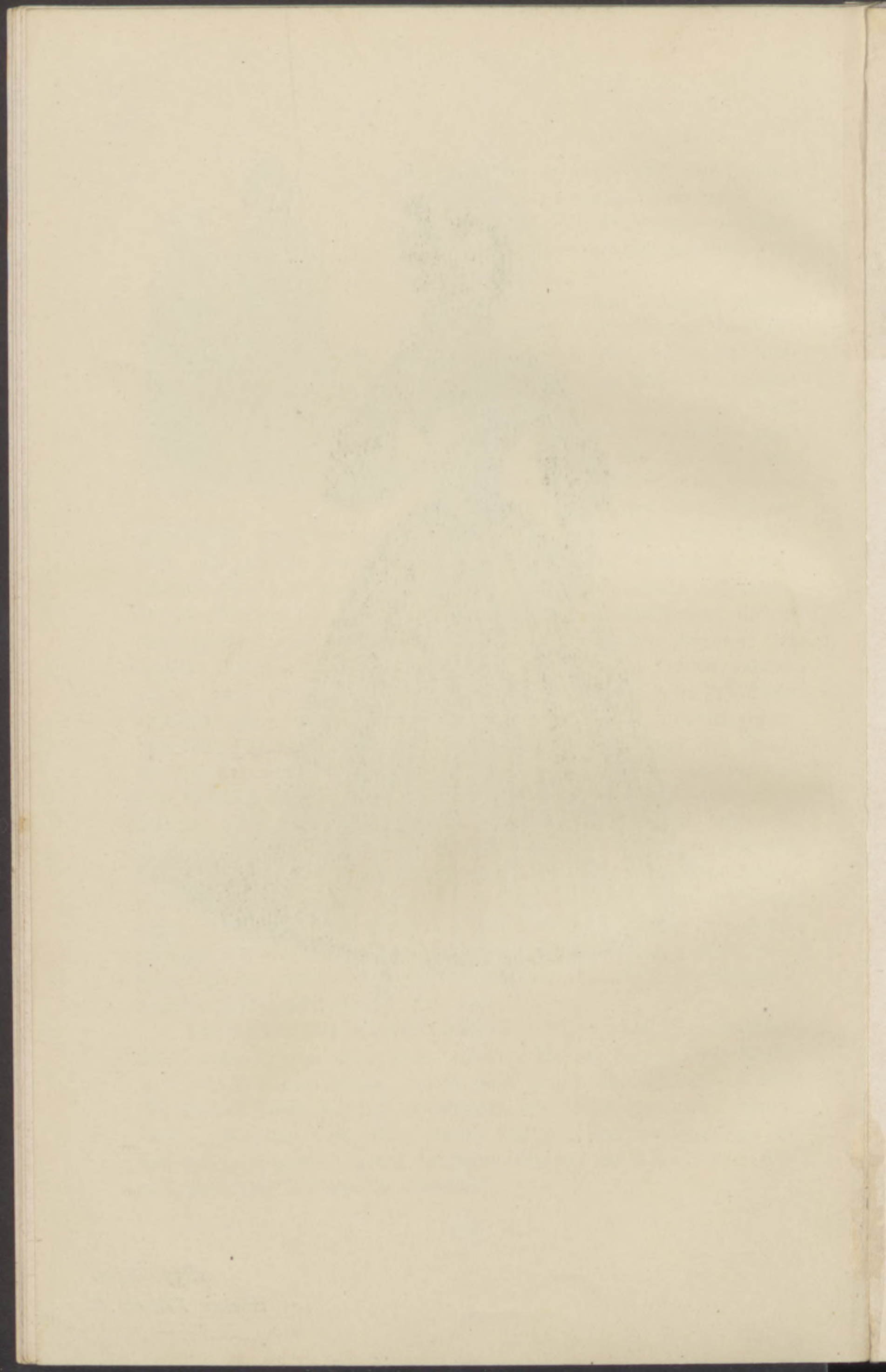
erhielten ihn in der Gunst der Damen bis weit in das zweite Kaiserreich hinein, so daß drei Generationen nacheinander sich seiner mit der gleichen Vorliebe bedienten.

Der Riesenärmel erreicht seinen größten Umfang im Beginn der dreißiger Jahre, um welche Zeit er langsam wieder abzuschwellen beginnt. Die großen Fischbeingestelle, die ihm hatten Halt geben müssen, fallen weg, mählich, ganz allmählich verdrängt ihn der von London ausgehende engere Aermel, der, in mehrere Puffen gelegt, um den Ellbogen gebauscht, am Unterarm gekraust wird oder halb offen herabfällt. Er verliert immer mehr an Umfang und umschließt 1844 endlich den Arm ganz eng von der Schulter bis zum Handgelenk. Diesen Wandel bewirkt der Einfluß, den der Geschmack, der in der Literatur und in der Kunst nur das Alte suchte, der auf der Bühne historische Schauspiele und romantische Opern bevorzugte, auch auf die Toilette ausübte. Durch die sehr beliebten Maskenbälle oder nach bestimmten Programmen sich abspielenden Kostümfeste wurden die Damen auf das Studium der historischen Trachten geführt und sie fanden zumal die Trachten aus den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. besonders zusagend. So gab man allmählich die extravaganten Aermel auf, um sich dann in den Formen der Kleider dem Rokoko wieder zu nähern. Der Rock gewinnt an Umfang und Länge, man gibt den glatten Fall desselben auf und beginnt, ihn zu drapieren, ihn vorn über einem andersfarbigen Unterkleid zu öffnen, Toiletten à la Pompadour, à la Lavallière werden Mode; die Leibchen à la Montespan mit der spitzen Schnebbe verdrängen den bis dahin üblichen runden Taillenschluß und den Gürtel.

Die weiten faltenreichen Kleider bringen auch die schweren Stoffe zurück, man trägt viel Sammet, Moiré, damaszierte Seide und mit Vorliebe Brokat, auch sehr gerne durchsichtige Stoffe über bunter Seide, wie z. B. schwarzen, mit Goldflittern oder bunter Seide gestickten Tüll. Auf einem Ball bei Bankier Schickler in Paris 1831 trug eine Dame der haute finance ein Kleid von Goldgaze ganz mit Diamanten bestickt!



1837, April
Wiener Zeitschrift

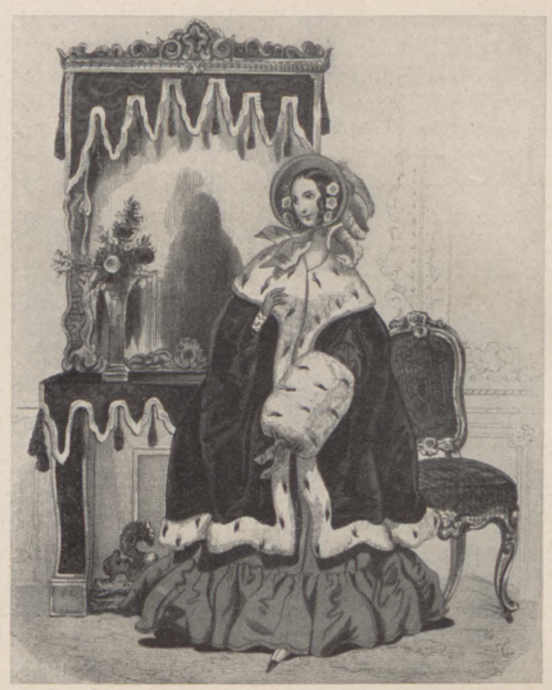


Durch die Garnierung mit Volants, oft drei bis vier übereinander, wird der Rock schwer und man fängt an, um die Stoffmasse tragen zu helfen, in die Unterröcke Reifen zu legen oder sie durch leichte Wülste von Roßhaar (crin — daher Krinoline) zu einem Gerüst für das Kleid zu machen; um 1840 kündet sich bereits der Reifrock wieder an.

Diese Aenderungen im Schnitt der Kleider begleitet auch ein Wechsel der Frisur. Statt der um die Stirn gesteckten Locken, die sich zwischen den Falten gigantischer Blondenhauben kokett hervordrängen, trägt man glatte Scheitel, das Haar am Hinterkopf sehr hoch hinaufgesteckt und mit riesigen Kämmen befestigt; diese Frisur nannte man chinesisch; oder man trug das Haar griechisch, indem man die an den Schläfen geflochtenen Zöpfe in dicken Wülsten um die Ohren legte, allenfalls ein flaches Löckchen als accroche cœur in die Stirn spielend. Etwas später, etwa 1834 kommt es auf, die Haare in halblangen Locken à la Hortense Mancini zu beiden Seiten des Gesichts zu tragen; diese Locken an den Schläfen werden immer länger und im Anfang der vierziger Jahre erfreut sich diese Frisur, von England ausgehend, der größten Beliebtheit; glatter Scheitel, zu beiden Seiten lange Locken, am Hinterkopf eine hochgesteckte Flechte, die mit Nadeln oder Kämmen befestigt ist. So hat sich nach abermals 15 Jahren wieder ein völliger Wechsel in Aussehen und Gestalt der Frau vollzogen, 1815 ist alles an ihr eng und knapp, 1830 bauscht und rundet, 1845 fließt die Gewandung, das kapriziöse, kokette Geschöpf von 1830 ist schmachtend und languissant geworden.



Die Gesetze, nach denen sich der Wechsel in der Mode vollzieht, sind ebensowenig ergründet, wie diejenigen, nach welchen der Geschmack sich ändert. Vielleicht besteht wirklich ein innerer Zusammenhang zwischen dem Fühlen und Denken einer Zeit und der Art, wie sie sich kleidet und man würde, das zugegeben, unschwer den Zusammenhang entdecken, in dem der Inhalt der mit romantischen Ideen gefüllten Köpfchen um 1830 zu ihrer Hülle steht. Das krause, bunte Vielerlei



1839, November *La Mode*

von Haube und Putz scheint in der Tat die passende Umhüllung für ein unklares Durcheinander von Rittertum, Romantik, Weltschmerz, Mittelalter, Magnetismus und Gott weiß, was noch für Allotrien, die um 1830 herum das Interesse in Anspruch nahmen, während ein halbes Menschenalter später die Frau, deren Kleidung alles Unwesentliche abgestreift hat, einen seriösen, gesetzten Eindruck macht, als dokumentiere sich auch in ihrer Toilette der schwerwiegende Ernst, den die soziale Frage in die öffentliche Meinung trägt. Das ließe sich behaupten, aber würde derjenige, der diesen Beweis zu erbringen versuchte, sich nicht mit Recht dem Vorwurf aussetzen: »Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.«

Jedenfalls entziehen sich die Faktoren, welche einen be-



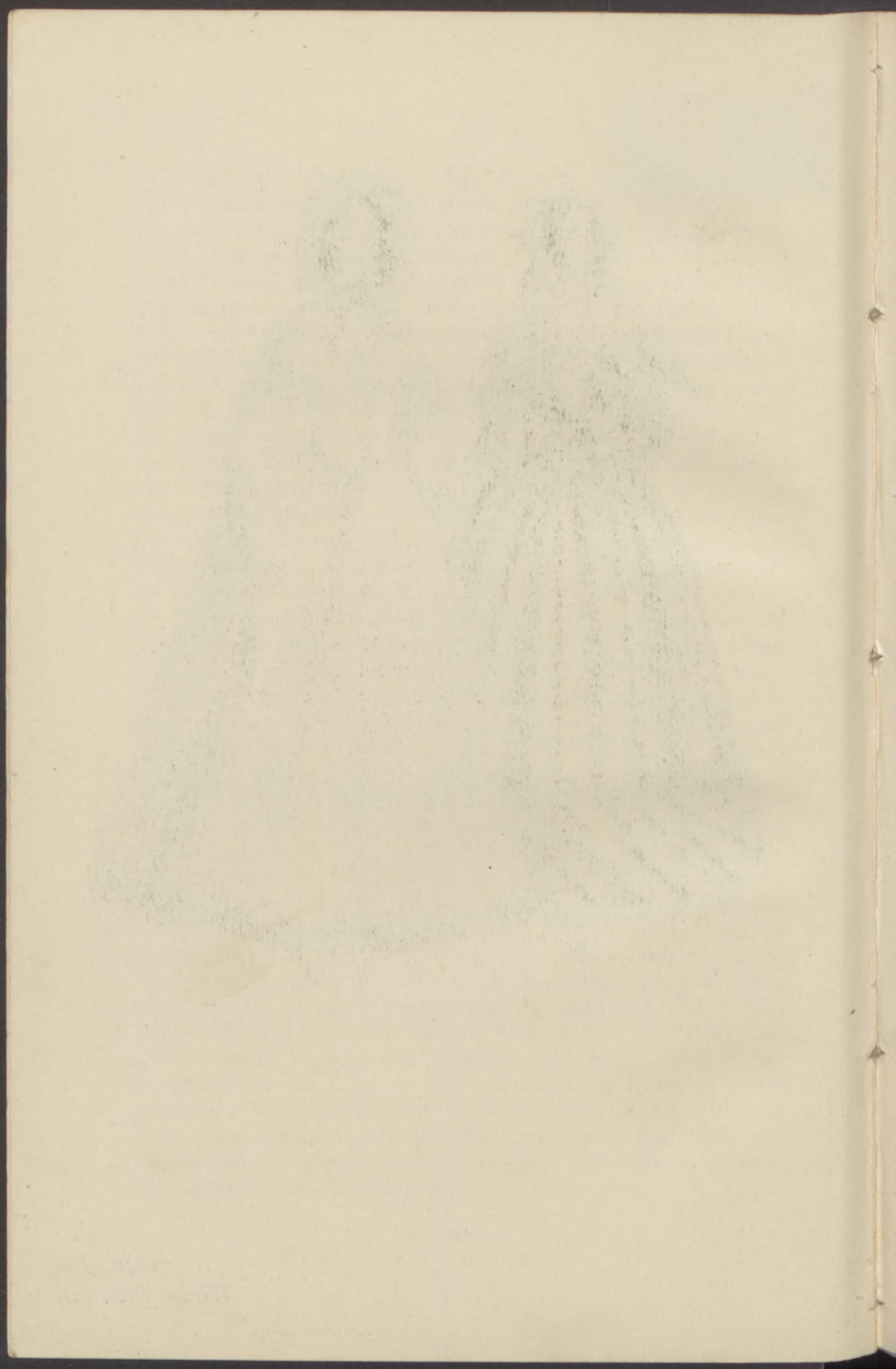
1839, August *Wiener Zeitschrift*

bestimmenden Einfluß auf die weibliche Kleidung nahmen, unserer Kenntnis; keinesfalls waren es einzelne Persönlichkeiten, die darin maßgebend gewesen wären. Marie Antoinette war die letzte Herrscherin gewesen, die den Modeton angab, sie brachte wirklich neue Moden auf, welche die Pariser Schneider und Putzmacherinnen ihr absahen und nachahmten, die Frauen aber, welche ihr auf dem Throne folgten, Josephine und Marie Louise haben keinen Einfluß mehr auf die Mode gehabt, sie folgten ihr, nicht jene ihnen. Paris blieb für die Damentoilette tonangebend, aber die Frauen, welche in diesen Jahren in der Nähe des Thrones standen, haben sie nicht inspiriert. Die Herzogin von Angoulème hat die furchtbaren Tage ihrer Jugend, die sie aus Versailles in die Tuilerien und in den temple führten, nie vergessen und diese Eindrücke nie verwinden können, Wohltätigkeit und Frömmigkeit füllten ihre Zeit, sie kleidete sich in dunkle Stoffe und stets sehr einfach, nur gezwungen und für Feste legte sie Schmuck und Putz an.

Ihre Cousine, die Herzogin von Berry, war in allem ihr Gegenspiel, jung, heiter, temperamentvoll, von einer Lebenslust, die auch die härtesten Schicksalsschläge, der unter so tragischen Umständen erfolgte Tod ihres Gatten, das Exil, nicht haben mindern können. Sie machte alles mit, besuchte, was ganz gegen die Etikette und vor ihr unerhört war, die Pariser Läden, ja sogar öffentliche Bälle und schwamm im vollen Strom des Vergnügens, an einem Hof moroser alter kranker Herrscher das einzige Element frischer Jugend. Eigentlich tonangebend war sie aber nicht, sie folgte der Mode nur und das glänzendste Ereignis, das sie herbeiführte, jener berühmte Ball, der im März 1829 den Einzug Maria Stuarts in die Tuilerien darstellte, und bei dem ein großer Teil der Hofgesellschaft die historischen Kostüme und Rüstungen seiner Vorfahren trug, war nur einer unter den vielen Maskenbällen jener Zeit. Mlle Mars hatte schon zwei Jahre früher im Fasching 1827 einen Maskenball gegeben, um dessen Einladungen tout Paris sich gerissen hatte; dieselbe Schauspielerin hatte einige Jahre vorher in ihrer Rolle als Betty in der »Jeunesse de Henri IV.« die Halskrause und die Federhüte in die Mode gebracht, und auch unter dem Regime Louis Philipps finden wir, daß nicht die Damen der königlichen Familie, sondern die schönen Bühnenkünstlerinnen den Ton angeben.



1840, Juli
Wiener Zeitschrift





1839, September *La Mode*

Um schöpferisch an der Mode teilzunehmen, waren die Königin und ihre Schwägerin zu alt, die Herzogin von Orleans aber zu fremd, ihre kurze Ehe, inauguriert wie einst die Hochzeit Marie Antoinettes durch die große Katastrophe auf dem champ de Mars vom 14. Juni 1837 und schon im Juli 1842 durch den tragischen Tod ihres Gatten beschlossen, ließ ihr kaum Zeit, in Frankreich heimisch zu werden. Die süße Schönheit von Leontine Fay dagegen, die bezaubernden Erscheinungen von Julia Grisi, Cornélie Falcon und anderer Damen vom Theater verstanden, mit den Rollen, die sie schufen, auch die Toiletten durchzusetzen, die sie so verführerisch trugen.

Es beginnt jener Toilettenluxus auf der Bühne, der bis in unsere Tage hinein nur gewachsen ist. Es war schon ein Ereignis, als Mlle Mars 1818 ein rosa Tüllkleid für 282 Fr. im Theater trug, zwölf Jahre später aber schreibt der Korrespon-



dent eines deutschen Blattes ganz begeistert aus Paris, daß Mlle Bertin vom Theater des Variétés in ihrer letzten Rolle siebenmal die Toilette gewechselt habe, und stellt sie als Muster hin für die deutschen Schauspielerinnen, die man auf der Bühne und auf der Straße immer nur in ein und demselben Kleide sähe.

Das Zepter der Mode war von der Herrscherin Frankreichs an die Bühnenköniginnen übergegangen, aber ihr Thron blieb dauernd in Paris, keine fürstliche Hochzeit, die nicht den Trousseau der Braut dorther bezogen hätte. Mme. Minette liefert 1830 die Ausstattung der Königin von Spanien, Calliaux ein Jahr später die der Prinzessin Marianne der Niederlande, welche sich an den Prinzen Albrecht von Preußen vermählte, und auch die Gräfin Alexandrine Potocka, die doch Wien so viel näher gehabt hätte — Wien, wo die bürgerlichen Kleidermacher Petko am Kohlmarkt, G. Beer in der Dorotheergasse, Langer in der Himmelpfortgasse so herrliche Toiletten komponierten — zog es 1840 vor, ihren Trousseau aus Paris zu beziehen.

Auch die Herrenmode Deutschlands empfing ihre Gesetze vom Ausland und der Versuch, den der Doktor Jakob Meyerhoff 1816 in Berlin machte, ein Normalgewand für teutsche Männer einzuführen, blieb so resultatlos, wie es die eben dahin zielenden Vorschläge Davids 20 Jahre früher in Frankreich geblieben waren. Immerhin hat die Herrenkleidung nicht ganz so einschneidende Veränderungen durchgemacht, wie die weibliche. Das Beinkleid blieb eng und man bevorzugte für dasselbe lange Zeit Trikotstoffe, der Frack war für Straße wie Gesellschaft de rigeur, der Rock galt nur als Négligé-Anzug. Den größten Luxus entfaltete die Herrentoilette in Westen und Halsbinden, denn der Anzug aus einem Stück, den 1830 der Schneider Wildgans in Mainz erfand, hat über die Person des Erfinders hinaus keinen Anklang gefunden. In Stoff und Schnitt war die Weste das Kleidungsstück de prédilection, 1821 wechselte ihr Schnitt in Paris während acht Monaten fünfmal, ja man trug einige Jahre lang zwei Westen übereinander, eine von schwarzem Sammet und darüber eine zweite von weißem Pikee. 1831 kam



Krüger, Ausschnitt aus der Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV., 1840 — *Berlin, Schloß Monbijou*

Dieffenbach · *Meyerbeer* · *Schelling* · *Wilh. Grimm*

Cornelius · *Schönlein* · *A. v. Humboldt* · *Rauch* · *Jak. Grimm*

Tieck

es auf, zu den Knöpfen echte Steine zu nehmen, und wenn Sammet auch der am liebsten gewählte Stoff blieb, so trug man doch 1832 Cashmir-Westen, die man schon von 200 Fr. an haben konnte, ja die bunte Luxusweste herrscht bis tief in die Jahre hinein, da der Herrenanzug schon ganz dunkel geworden ist, 1844 besteht der dernier cri de la mode in einer Weste von rotem goldgestickten Sammet, oder einer solchen von weißem, mit bunter Seide ausgestickten Atlas zum schwarzen Gesellschaftsanzug.

Die Farblosigkeit, welche im großen und ganzen heute in der Herrenkleidung vorherrscht, stammt erst aus dem Ende der vierziger Jahre, 1832 war ein laubgrüner Frack, dazu lichtgrüne Weste und violettes Beinkleid totchic; ein fescher Reiter trug 1837 veilchenblauen Frack mit goldenen Knöpfen und dazu Hosen von weißem Sammet; der Elegant wählte 1840 noch zu einem hellblauen Frack eine lila Weste und weiße Beinkleider, wenn er nicht einen Frack von changeant Wollenstoff, etwa braun und grün zu einer gelben Weste vorzog.

Die Mäntel verkündeten die gleiche Farbenfreude; 1817 war ein blauer Pilgermantel mit fünf Krägen und mit weißer Taffetseide gefüttert der Neid aller, die ihn nicht bezahlen konnten, ebenso 1822 ein aschgrauer, mit Chinchilla besetzter Pelz. Eine weitgehende Uebereinstimmung herrscht zwischen der Herren- und der Damenmode. Als für die Damen das Korsett wieder aufkommt, werden auch die Gilets und Röcke der Herren so auf Taille gearbeitet, daß, wer auf guten Sitz hielt, wohl oder übel genötigt war, sich zu schnüren, und wer kein Korsett tragen wollte, trug wenigstens auf der bloßen Haut einen baskischen Gürtel, wie er sich seit 1830 verbreitete.

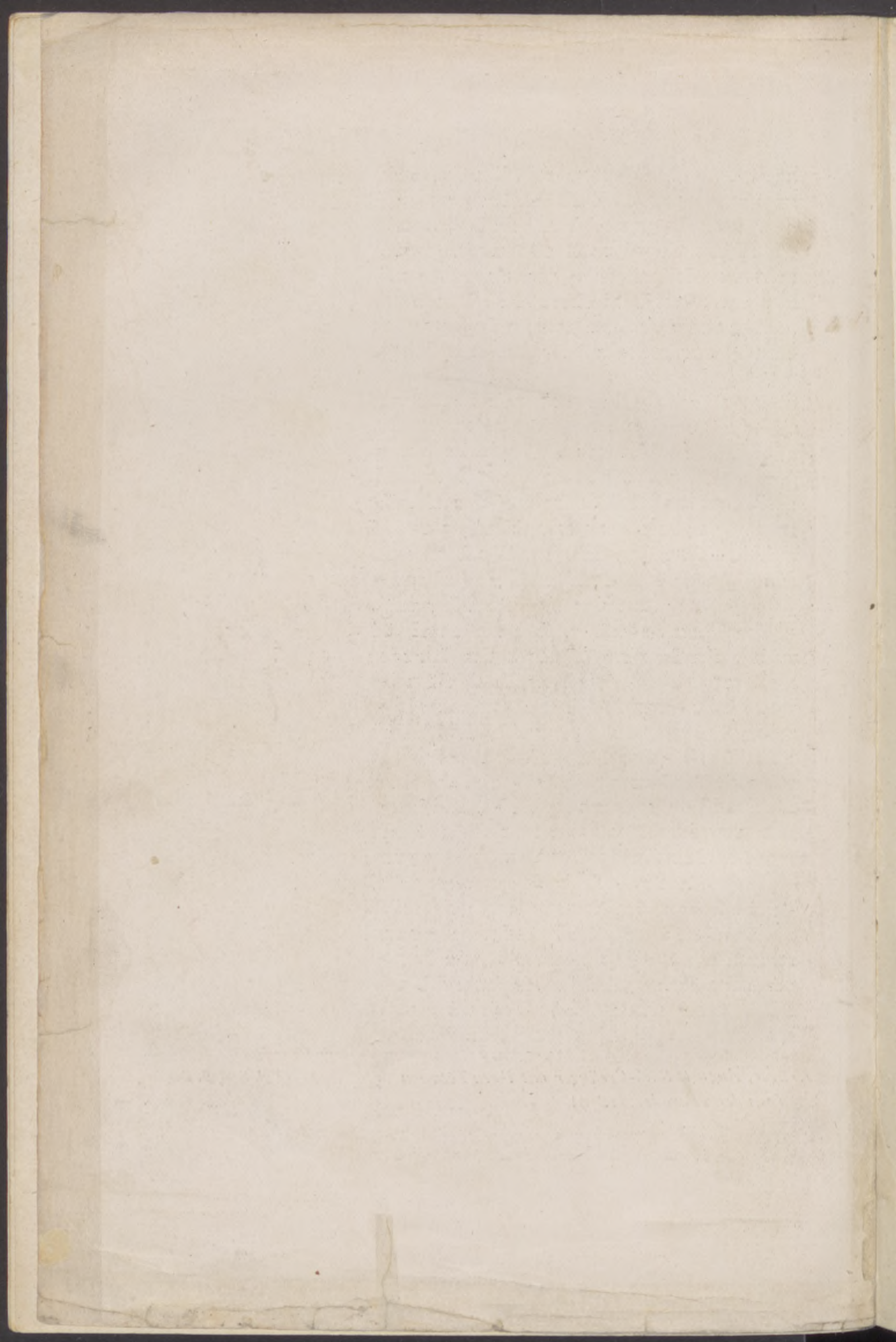
Mit dem vielen Schmuck der Damen wetteiferten die kostbaren Nadeln, mit denen die Herren die kunstvollen Gebäude ihrer Krawatten halten und zieren mußten und als die Damen ihre Haare vorn auf der Stirn trugen, wickelten sich auch die Herren Locken und türmten sie auf die gleiche Stelle, ja, eine Zeitlang, etwa um 1830, reichten die Herrenmäntel weiter auf den Boden hinunter, als die Kleiderröcke der Damen.



Die Damen empfingen die Gesetze der Mode aus Paris, die Herren dagegen



Krüger, Auguste Stich-Crelinger mit ihren Töchtern (aus der »Parade«. 1839) — *Kgl. Schloß, Berlin*





Winterhalter, Victoire Auguste Antoinette de Saxe-Cobourg-Gotha, duchesse de Nemours. 1840 *Versailles, Muséum*



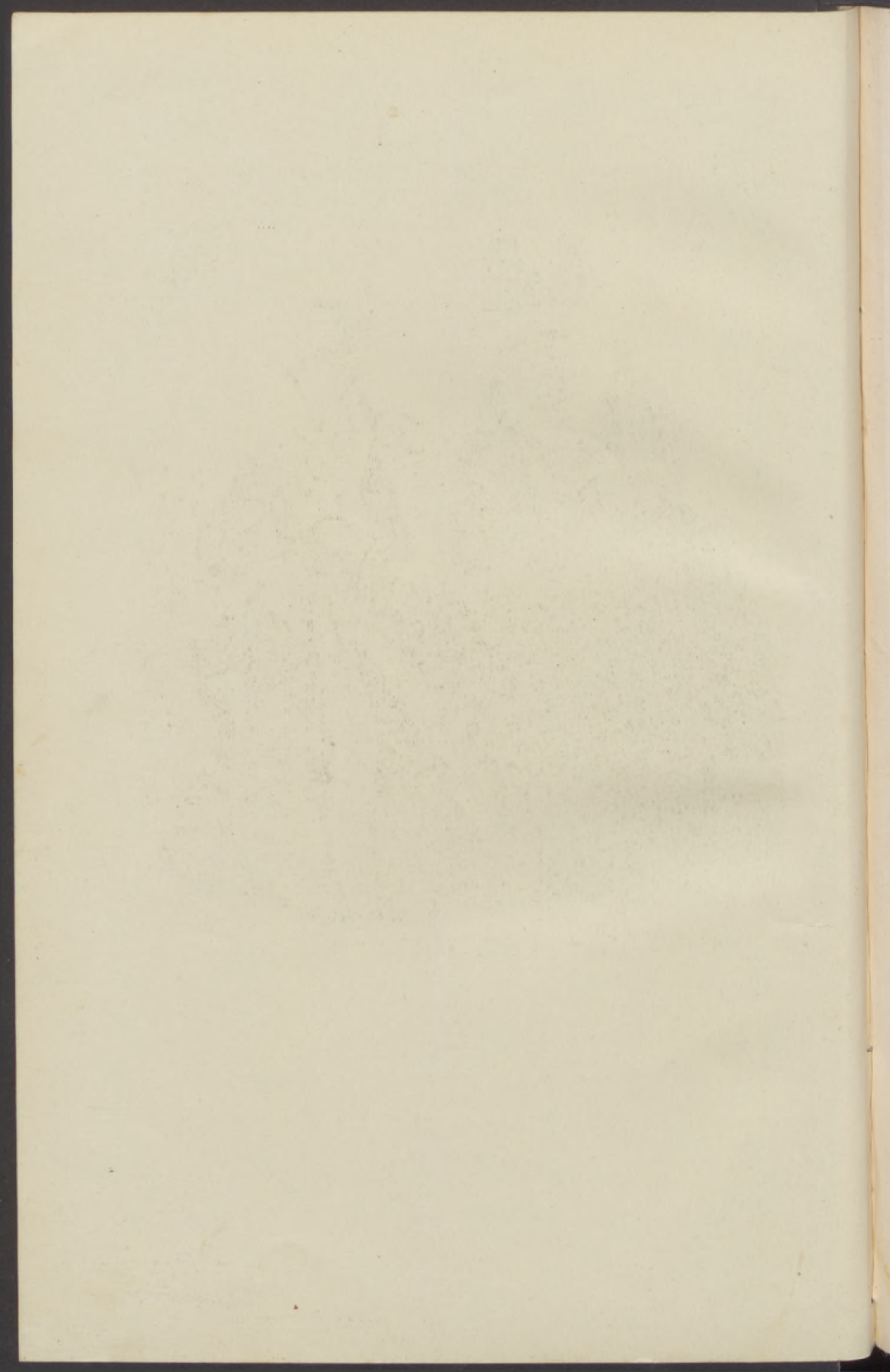
Danhauser, Liszt am Klavier *1840*

Berlioz (?) Paganini Rossini
Dumas (?) George Sand Liszt Gräfin d'Agoult

aus London. Das war noch aus der Zeit so, als der große, der unsterbliche Brummel der leader of fashion gewesen war, Brummel, der zum Ordnen seiner Haare drei Friseure brauchte, weil derjenige, der den Hinterkopf bearbeitete, nichts von dem Arrangement der Locken auf der Stirn verstand und dieser nichts von den Schläfen! Brummel, der seine Handschuhe von zwei Fabrikanten herstellen ließ, von denen der eine nur die Daumen, der andere aber den Rest anfertigen durfte. Er lebte nicht mehr, der Brummel der Legende, er vegetierte nur noch in einem französischen Irrenhaus; seinen Platz nahm in London Graf d'Orsay ein, in Paris Herr von Montrous. Aber sie herrschten nicht ohne Opposition zu finden, die Neidischen behaupteten von ihnen, daß sie im Solde ihrer Schneider und Lieferanten stünden und daß, wenn der eine von ihnen bei Jackson in London, der andere bei Humann in Paris arbeiten ließ oder bei Dufour seine Krawatten kaufte, er für die bloße Reklame nichts zu bezah'en brauche. Graf d'Orsay, dessen Subsistenzquellen nur in einer Pension bestanden, die ihm seine geschiedene Gattin



1840, Juni
La Mode, Paris



Milde, Direktor Classen und seine Familie. 1840 *Hamburg, Kunsthalle*

zahlte, hatte sich einmal 25 ganz gleiche Fracks auf einmal machen lassen, weil er es für unmöglich hielt, daß ihm jemals eine noch glücklichere Erfindung gelingen könne!



Nur zögernd haben wir den Versuch gemacht, den Geist der Zeit mit ihrer Kleidung in eine gewisse Uebereinstimmung zu bringen, weil man dabei zu leicht in die Versuchung geführt wird, zu finden, was man wünscht; dieser Gefahr ist man aber nicht ausgesetzt, betrachtet man die Art und Weise, wie die Generation von 1830 sich einrichtete, wie sie wohnte. Da trifft das »Zeige mir dein Zimmer, und ich will dir sagen, wer du bist« mit der Sicherheit eines richtig gelösten Exempels ein. Der Geist der Biedermeierzeit, der, aus der Not eine Tugend machend, nur in der Einfachheit wahre Vornehmheit sah, hat die Kahlheit der überkommenen Empire-Kunst bis zur größten Nüchternheit geführt. Leere Zimmer, Papiertapeten mit mageren Mustern, wenig Möbel, deren gerade, glatt polierte Flächen das Staubwischen zur Lust machten, an den kahlen Wänden Kupferstiche oder Lithographien in Leistenrahmen, die, statt dekorativ zu wirken, nur dunkle Flecke bilden, so sahen die Räume aus, in denen man sich dazumal wohl fühlte. Den Schmuck derselben bildeten die Gardinen, deren Drapierung möglichst raffiniert, am liebsten aus mehreren Schals verschiedener Farben gemischt, der Tapezier besorgte; theoretisch beschränkt sich denn auch fast ein Jahrhundert hindurch die Wohnungskunst darauf, dem Tapezier Anleitung zu geschmackvollem Arrangement der Vorhänge zu geben.



Das Möbel übernahm man, wie das Empire es hinterlassen hatte, nur daß die Profile immer einfacher, die Flächen immer glatter und der Bronzezierat an denselben immer mehr eingeschränkt wurde. Als Material bevorzugte man das Mahagoni, dessen schöne rötliche Farbe bei sorgfältiger Behandlung mit der Zeit zu einem köstlichen warmtönigen Braun eindunkelte. Das Möbel jener Jahre hat etwas Schwerfälliges, Gewichtiges, es repräsentiert in seiner soliden Mache und Haltbarkeit die gediegene Handwerksleistung eines tüchtigen Bürgertums, das den Wert seines Besitzes kennt und schätzt. Es hat sich denn auch zu den Schränken seiner Vorfahren einen neuen hinzu erfunden, der seiner Wesens-

art mit beinahe bildnisartiger Treue entspricht, die Servante, jenes Möbel, dessen Rückwand ein Spiegel, dessen Seitenwände und Türe aber Glas bildet, so daß sein Inhalt vor aller Augen prunken kann, ohne daß Staub oder diebische Hände ihm etwas anhaben können; die Servante ist das Biedermeier-Möbel katexochen.

Das romantische Element in der Möbelkunst repräsentieren die Schwäne, die man vor 1830 gern als Lehnen an Sofa und Fauteuil anbrachte, vor allem aber die Pseudogotik, welche die Freude am Mittelalter auch in das Möbel einführt. Pseudogotik, weil man nicht wirkliche echte alte gotische Möbel nachbildete, sondern, weil man sich an die gotische Kathedrale um Belehrung wandte, ihr das spitzbogige Maßwerkfenster entnahm und mit seiner Hilfe Möbel und Geräte bildete, die um so mehr Beifall fanden, je mehr Elemente des Kirchenbaues sie aufwiesen. Aus jener Zeit stammen die Sessel mit einem Kathedralenfenster als Rücklehne, die Einbände mit gotischem Maßwerk überzogen, die Standuhren mit den Kirchenfronten.

Neckische Beispiele dieser romantischen Möbelkunst findet man noch heute in allen gotischen Schlössern von Oscarshall vor Christiania bis Laxenburg bei Wien, ein Prachtbeispiel ist der Schreibtisch, den König Ludwig I. von Münchner Künstlern erhielt, ein Aufbau, an dem man alle Formen gotischer Kirchenbaukunst studieren kann, den zu benützen oder gar reinzuhalten aber eine arge Strafe sein dürfte. Es waren eben Architekten-Möbel.

Die klassischen Traditionen setzte Schinkel fort, nach dessen Entwürfen nicht nur ganze Schloßeinrichtungen, sondern auch Möbel für das Bürgerhaus gefertigt wurden, in einem Stil, weniger pompös als etwa der von Percier und Fontaine, aber auch weniger nüchtern als der von Desmalter und Jacob.

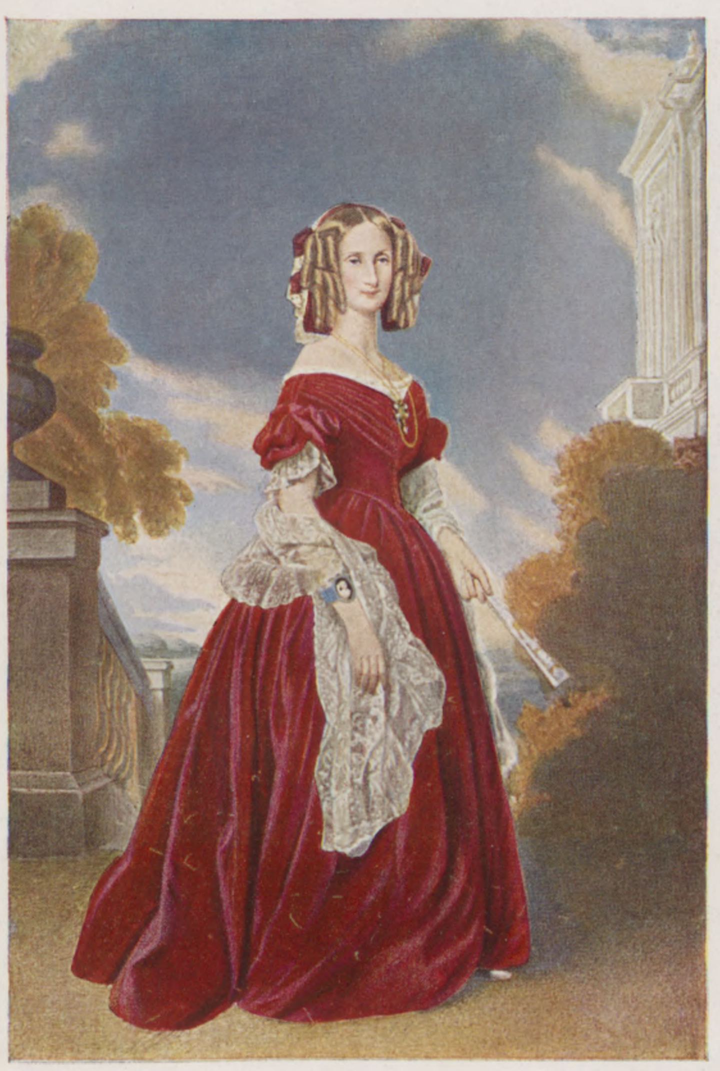
In der Mitte der dreißiger Jahre kommen die eisernen Möbel auf, als Bettstellen, Stühle, Gueridons, Jardinièren, und es ist sehr bezeichnend für die Zeit, daß ihnen als besonderer Vorzug nachgerühmt wird: sie ließen sich in jeder Holzart täuschend nachahmen. Kurz nach 1840 erscheinen die französischen ganz überpolsterten Möbel und mit ihnen gelangt der Tapezierstil zu ausschließlicher Herrschaft.



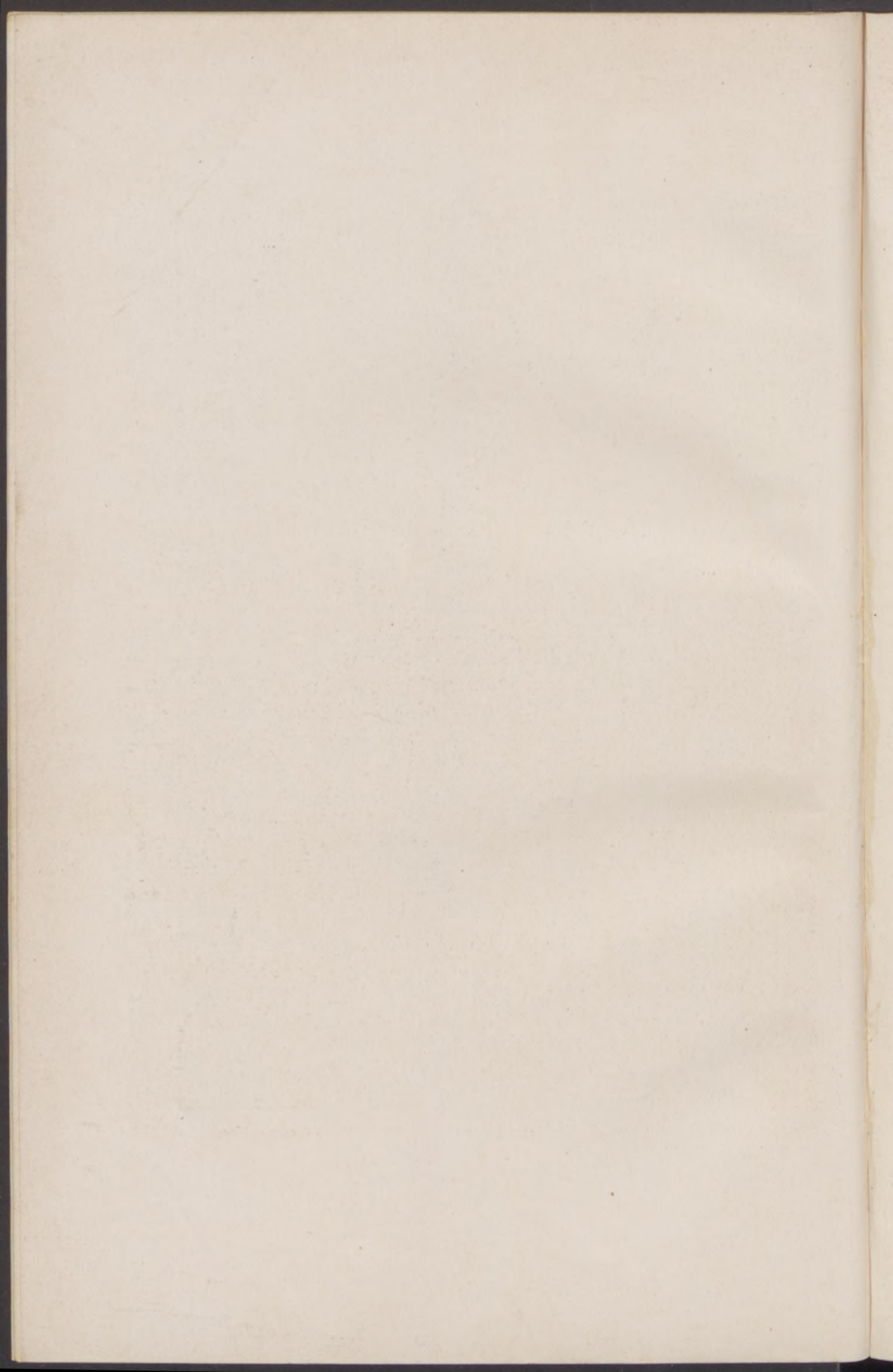


Königin Elisabeth von Preußen. 1840 *Bronze*
Berlin, Schloß Monbijou

Das einzige Gerät, bei dem die Kunst noch mitzusprechen hatte, war die Stutzuhr, die, am liebsten sockelartig gebildet, als Bekrönung Figuren trug, in denen man dem romantischen Geschmack in alle Phasen der Sentimentalität folgen kann. Da ist der Freischütz und Agathe, der schöne Phöbus und Esmeralda, Robert der Teufel flucht und Fanny Elßler tanzt, Ritter und Fräulein, Minstrels, Troubadoure, Schäfer, Edelknaben, Räuber, Nonnen singen, beten, lieben und verzweifeln. — Die Pedanterie begleitete diese Uhren rechts und links mit passenden Armleuchtern und schuf so eine Garnitur, die womöglich noch mit dazwischen aufgestellten Vasen voll künstlicher Blumen für den Zeitgeschmack typisch geworden ist. Die ganze Pracht stand unter



Winterhalter, Königin der Belgier (um 1840) *Museum, Versailles*





Meyerheim, Königin Elisabeth von Preußen. 1840 *Lithographie*



Glasstürzen in Frankreich auf dem Kamin, in Deutschland auf der Kommode in der »guten Stube«. Das Material war Bronze, später bronzierter Zinkguß; in Deutschland verbreiteten sich über Wien italienische Alabaster-Skulpturen als Vasen, Schalen, Uhren, deren weiches Material leichte Bearbeitung bei billigen Preisen ermöglichte und deren buttrige Eleganz einem auf zuckrige Süße gerichteten Geschmack behagte.

Die vornehme Welt liebte es, ihre Zimmer mit Porzellan zu schmücken, vieux Saxe, Alt-China und Japan wurden die rage, aber auch in dem Arrangement dieses Materials macht sich die Pedanterie der Zeit geltend. Das Rokoko hatte in seinen Porzellan-Kabinetten wahre Triumphe seiner überlegenen Dekorationskunst gefeiert; da umschmeichelt luftiges Rankenwerk leichte Spiegelwände, die ihm kaum Halt zu geben scheinen, und trägt auf Konsolen, die launischer Zufall gebildet, Figuren, Schalen, Vasen, die ihre kokette Erscheinung im Quecksilber der Wände spielend vervielfältigen; alles ist auf Grazie und Zierlichkeit berechnet, dem zerbrechlichen, leichten Material entsprechend; — die Biedermeierzeit dagegen reiht hübsch ordentlich Teller an Teller, Schale an Schale, in geradlinigen Schränken hinter Glas, die Genauigkeit, die Systematik vor allem; peinlich und regelrecht, auch in der Spielerei des Boudoirs.

Der Bürger, dessen Mittel ihm die Anschaffung alten Porzellans verboten, trieb seinen Luxus mit dem der Berliner, Wiener, Nymphenburger u. a. Manufakturen, zumal mit der Tasse. In der Kaffeetasse entdeckt uns Biedermeier sein Herz: da ist er patriotisch und sentimental, verschwenderisch und genügsam, sinnig, witzig, gefühlvoll, scherzhaft, launisch, wie man ihn will. Man malte Tassen zur Erinnerung an große historische Ereignisse, man schmückte sie mit den Bildern der königlichen Familie und mit Ansichten berühmter Orte; die



Winterhalter, Marie Klementine Karoline von Orleans, Prinzessin von Sachsen-Koburg
Versailles, Museum



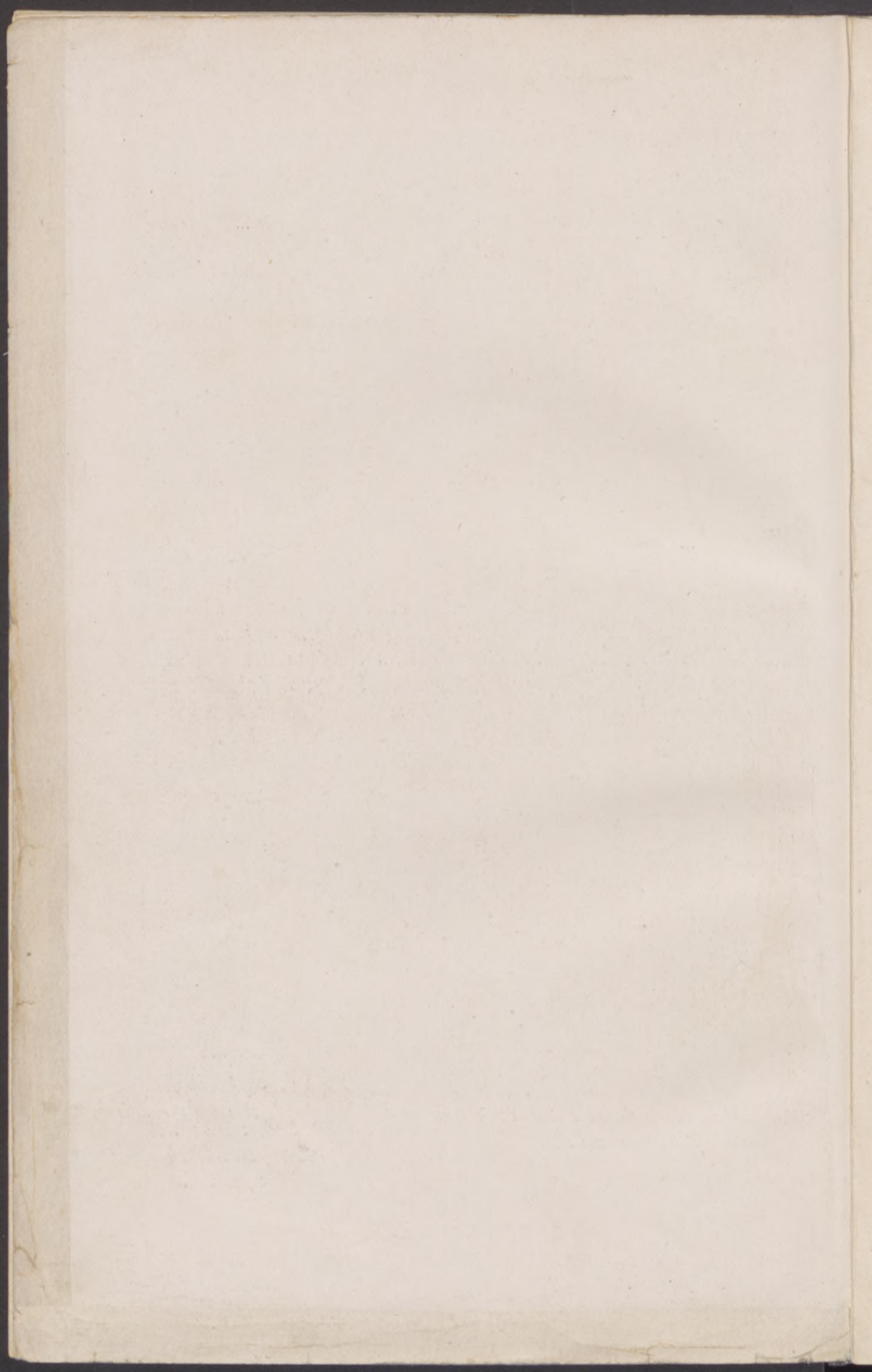
1840, Mai *La Mode*

Porträts der Angehörigen zieren sie, wie die zeitgenössischer Zelebritäten, die Blumensprache gibt Liebenden wonnige Rätsel auf, Ehegatten versichern sich ihre Neigung ohne Umschweife, Eltern, Kinder, Freunde, Verwandte, Vorgesetzte und Untergebene geben sich in Tassen ihre Gefühle kund, die Tasse ist das bevorzugte Geschenk, der beliebteste Zimmerschmuck; wie Friedrich Wilhelm III. sein Arbeitszimmer mit Pyramiden voller Porzellantassen füllte, so sammelte auch der Bürgersmann in seiner Servante in Tassen die Erinnerung an die wichtigsten Ereignisse, die wertvollsten Stunden seines Lebens.

Der Komfort mangelte in der Wohnung, wie im Leben der Oeffentlichkeit. Die Reinlichkeit der Straßen ließ ebensoviel zu wünschen übrig, wie die Beleuchtung; lange Jahre kannte die Chirurgie die Berliner Rinnsteinfraktur, den Bruch



Winterhalter, Marie Caroline Auguste de Bourbon, Duchesse d'Aumale (um 1840) — *Museum, Versailles*





Winterhalter, Helene Elisabeth von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin von Orleans
1839 *Versailles, Museum*

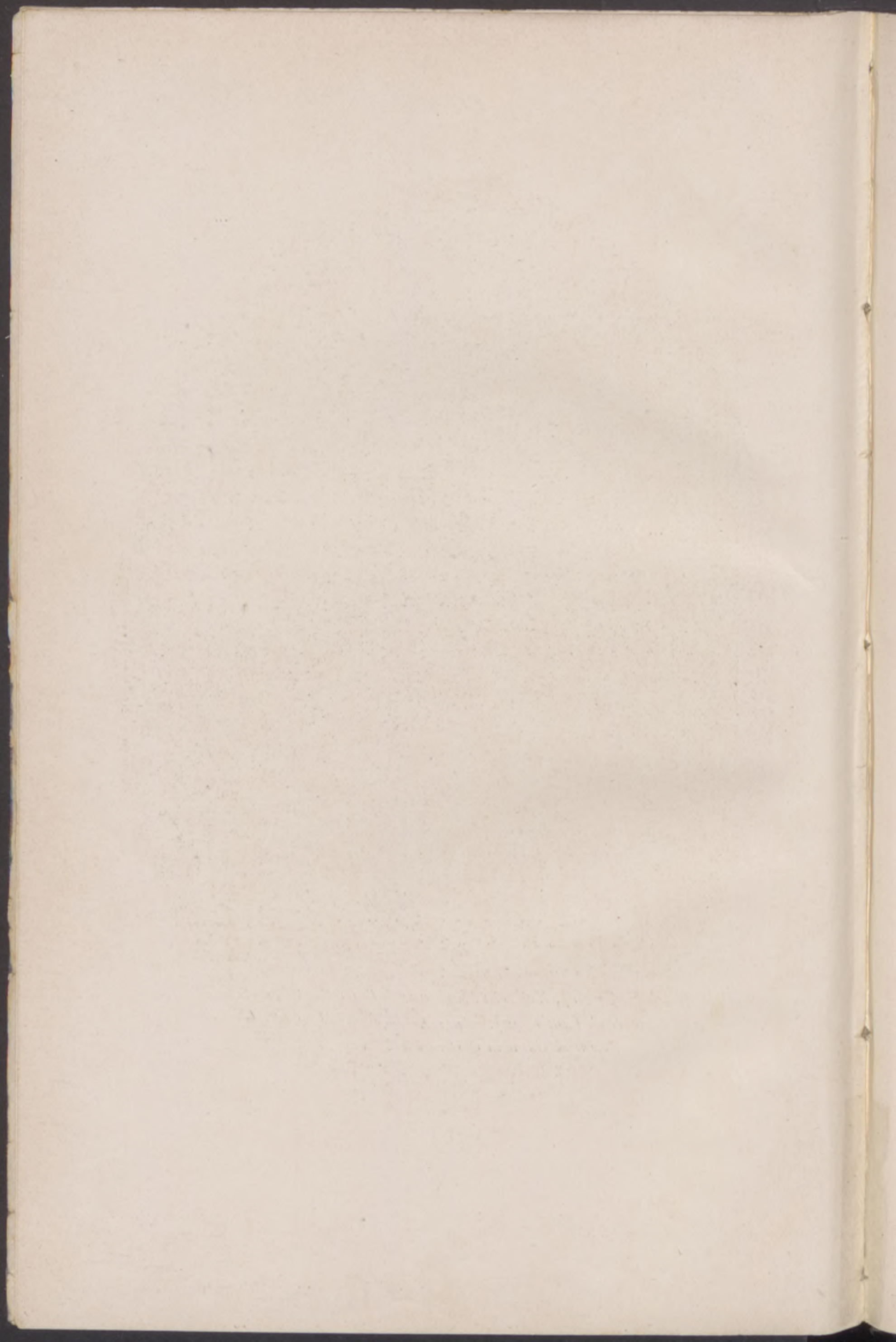
des Handgelenks, den sich der in den Rinnstein Fallende durch das instinktive Aufstützen der Hand zuzog. Ein gewisser Horn in Dresden erfand 1817 den Laternstock, der sich aus einem Spazierstock in eine Laterne verwandeln ließ, damit der Träger sich damit heimleuchten könne! Die Gasbeleuchtung kam 1818 aus England nach Paris, wo sie keinerlei Beifall bei der Bürgerschaft fand, weil der König sich für die Einführung interessierte; nach Deutschland gelangte sie noch später. Erst vom 1. Januar 1823 an ist der Leuchtturm in Neufahrwasser durch Gas beleuchtet worden und erst 1826 führte man in Berlin die Straßenbeleuchtung mit Gas ein; als am 18. September Unter den Linden zum ersten Male Gas brannte, platzten sämtliche Laternen zum großen Gaudium der Straßenjungen und aller jener, die der neuen Erfindung nichts Gutes prophezeiten; auf der Bühne wurde das Gas erst 1831 in Paris gelegentlich der Premiere von »Robert der Teufel« verwandt.

Die Geselligkeit nimmt neue demokratische Formen an. Unter dem ancien régime hatte ein Grandseigneur entweder täglich, oder mehrmals in der Woche offene Tafel für seine Freunde gehalten, das war eine Last, die seine Stellung mit sich brachte; die Bourgeoisie richtet das ökonomischer ein: die Klubs kommen in Frankreich, die Vereine in Deutschland auf. Napoleon I. hatte die englische Einrichtung der Klubs, aus Furcht, Verschwörungsherde in ihnen zu schaffen, nicht geduldet, unter Louis Philipp entstanden aber in Paris bereits vier, darunter der heute noch vornehmste von allen, der Jockey-Klub; in Deutschland entstehen die Vereine, die Kasinos, welche die Kosten der Geselligkeit gleichmäßig auf die Schultern aller Teilnehmer verteilen und mit einer möglichst geringen Ausgabe das Höchstmaß von Unterhaltung erzielen. In Hamburg gründete Hanfft 1816 seine »Erholung«, die aber bei der Exklusivität, in welcher die guten Familien am liebsten ganz unter sich blieben, keinen rechten Fortgang nehmen wollte, um so weniger, als der Unternehmer nicht einmal auf die Sonntage rechnen konnte, an denen vornehm und gering damals schon gewohnt war, die Stadt zu fliehen und Ausflüge in die Umgebung zu machen. Langjährigen Bestehens dagegen erfreute sich der 1820 in Dresden gegründete Liederkreis, dessen Teilnehmer alle 14 Tage reihum von 6—10 Uhr zusammenzukommen pflegten, und die 1826 in Berlin gegründete Lite-



Peter (nach Daffinger), Kaiserin Marianne von Oesterreich (um 1840). Aus: Leisching, Die Bildnisminiatur in Oesterreich

Bes.: Großherzogin von Toscana, Lindau





Rayski, Mina Pompilia



— Oh! regarde donc . . . voilà Clarisse qui depuis trois jours fait sa princesse Russe . . .
. . . elle sort avec un cachemire cinq quart à midi, au mois de juillet . . . .
— Ça fait suer! . . . . .

Aus Beaumont « L'opéra au XIXe siècle »

rarische Mittwochsgesellschaft, der etwas später der »Tunnel unter der Spree« folgt, eine Vereinigung, der jahrzehntelang alle geistigen Kapazitäten angehörten, die an den Ufern der Spree zu Hause waren.

Bei den Wiener Privatbällen nahmen die Gastgeber, um auf ihre Kosten zu kommen, bis zu 6 fl. Entree! Wie es dann dort zuging, das haben Castelli und Saphir in ihren Humoresken



«On a souvent besoin d'un plus petit que soi»

Aus Gavarni «La vie de jeune homme» 1841

drollig beschrieben. Die Sparsamkeit, die auch in den besten Kreisen geübt wurde, illustriert am besten jene Erzählung Bismarcks, daß er und seine Freunde sich einst in ein Haus, in dem das Souper besonders frugal zu sein pflegte, Butterbrote mitnahmen und in der Tanzpause verzehrten — worauf sie allerdings nicht wieder eingeladen wurden.

Man unterhielt sich, wie heute, die Alten spielten Whist oder L'hombre, die Jugend tanzte. Zu dem Walzer, der sich schon unter dem Kaiserreich durchgesetzt hatte, treten unter der Juli-Monarchie noch Mazurka und Schottisch; die Polka wird so beliebt und so leidenschaftlich getanzt, daß die Spötter 1844 von »Polka Morbus« sprechen. In Paris brachte das Beispiel der Gräfin Appony, der Gattin des österreichischen Gesandten, die Vormittagsbälle in Mode; sonst pflegte man erst abends zusammenzukommen, 1826 begannen die Bälle der vornehmen Welt erst nach 10 Uhr und 1831 wurde in Pariser Soireen das Souper erst um 2 Uhr serviert. Manchesmal aber hat man sich durchamüsiert, die Geburtstagsfeier der Kaiserin Charlotte von Rußland am 13. Juli 1829 im Neuen Palais zu Potsdam, begann den Zauber der Weißen Rose vormittags mit einem Tournier, setzte sich mit lebenden Bildern fort und endete erst in tiefer Nacht mit einem Ball.



Cruikshank, Premium; aus: »The Comic Almanach« 1842



Cruikshank, Discount; aus »The Comic Almanach« 1842

Lebende Bilder, deren erstmaliges Erscheinen in der Gesellschaft wir auf dem Wiener Kongreß sahen, blieben eine Lieblingsunterhaltung. Manche der großen Feste haben sich in ganzen Folgen lebender Bilder abgerollt, so am Hofe in Berlin 1818 die Weihe des Eros Uranios, 1821 Lalla Rookh, 1843 das Hoffest in Ferrara, Feste von sehr gebildetem Zuschnitt, die bei Teilnehmern und Zuschauern ausgedehnte literarische, historische und ästhetische Kenntnisse voraussetzten. Den Deklamationen und Gesängen legte man gern Texte berühmter Dichter zugrunde; wählte man in Berlin Thomas Moore für Lalla Rookh, so nahm Graf Palffy in Dresden 1822 für sein großes Maskenfest Schulzes Bezauberte Rose, und wie beliebt Walter Scott für diese Zwecke war, ist schon ausgeführt worden. Von programmatisch sich abspielenden Festen erwähnten wir schon den Ball der Herzogin von Berry; in Deutschland hat wohl der große kostümierte Festzug, mit dem die Münchener Künstler 1840 König Ludwig ehrten, das größte Aufsehen gemacht; ihm dürfen wir wohl jenen Mannheimer Faschingszug vom Jahr 1841 an die Seite setzen, der die Hochzeit Kaiser Friedrich II. mit Isabella von England darstellte.

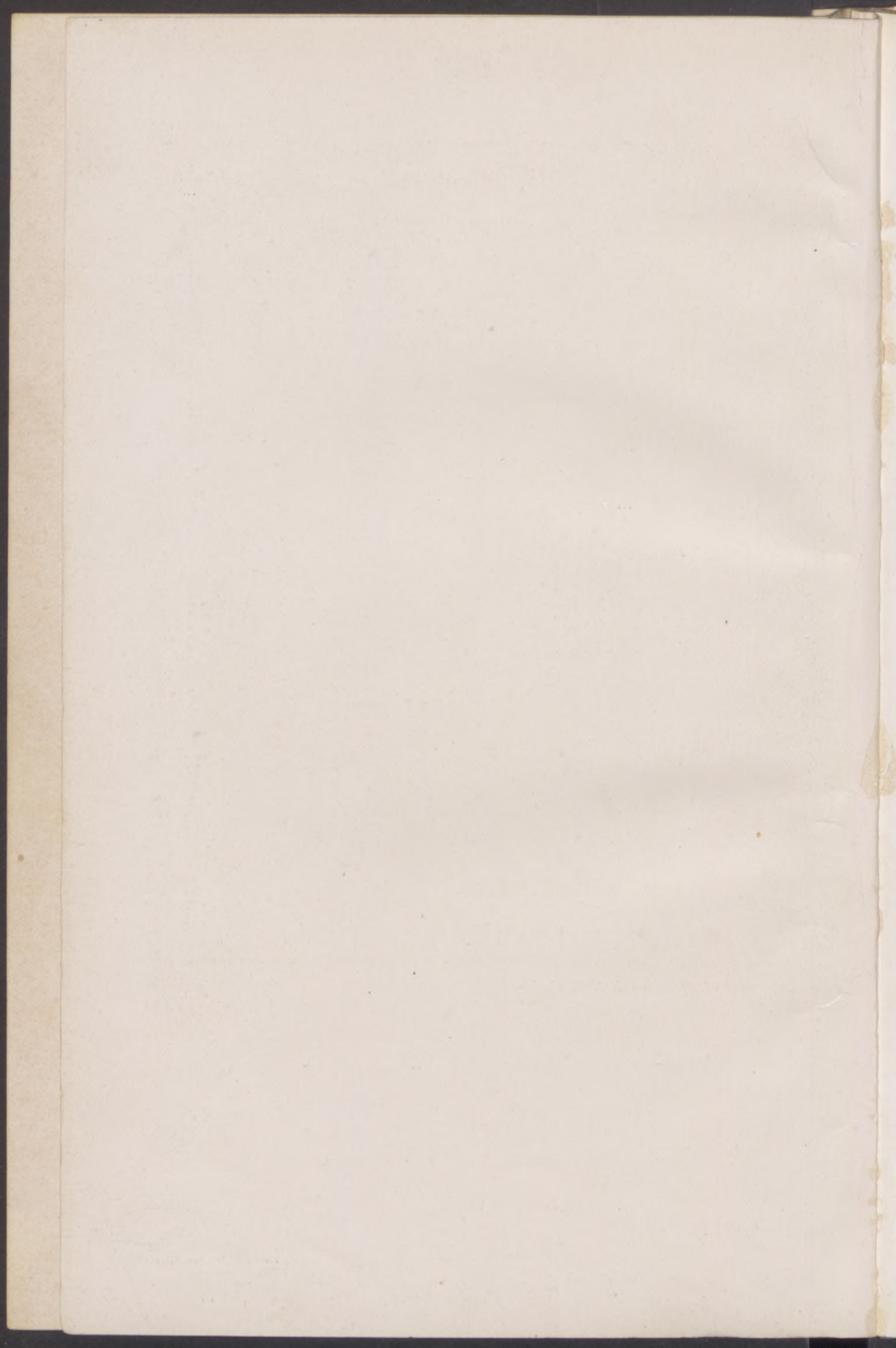


— *Quel est ce Monsieur qui te suit?*
— *Un fort marchand de bois . . . . .*
— *Bonne connaissance! — . . . laisse toi chauffer! . . .*

Aus Beaumont, « L'opéra au XIXe siècle »

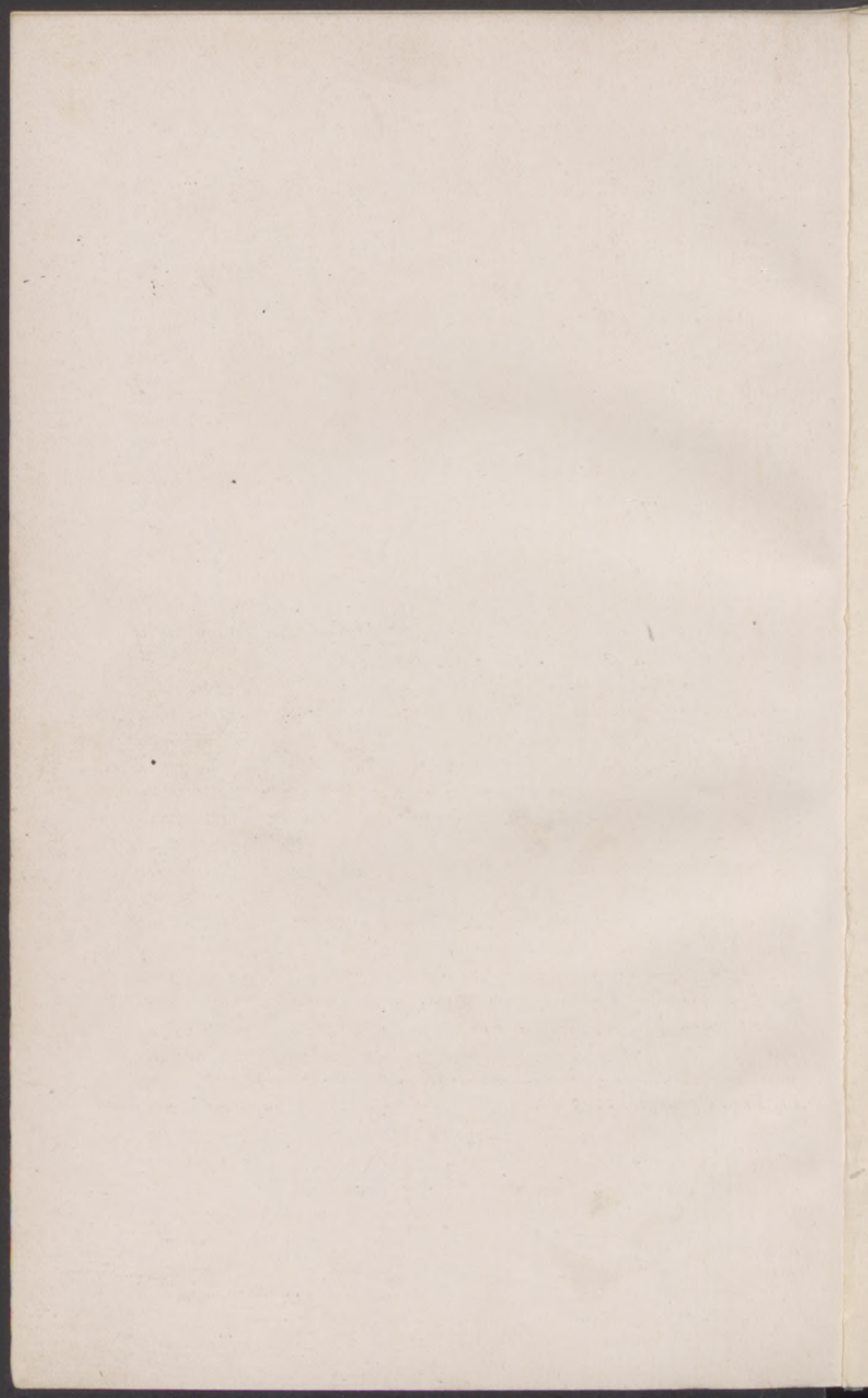


Aus Beaumont «L'opéra au XIXme siècle»





Alt, Frau Pausinger. 1843 — *Sammlung Eißler, Wien*



Enfin, man kann nicht immer tanzen in Gesellschaft, 1831 beginnen die Damen die Lotterien zum Besten der Armen als Unterhaltung und 1843 veranstaltet die Königin in den Tuilerien den ersten Wohltätigkeitsbasar großen Stils für die Opfer des Erdbebens in Guadelupe.

Dem Sport wurde damals wenig gehuldigt, in Preußen galt das Turnen für staatsgefährlich und das Boxen, das Eugène Sue in Paris kurze Zeit durch seine »Geheimnisse von Paris« in die Mode brachte, so daß die Lions sich einen Professor dafür aus London kommen ließen, hat sich nicht lange in der Gunst gehalten. Die Vorliebe für das Mittelalter brachte die ritterliche Falkenjagd wieder in Mode, sogar das Bogenschießen, in dem sich Königin Viktoria in ihrer Jugend auszeichnete; viel nachhaltiger, als diese Launen der Mode aber behauptete sich der Reitsport, der sich von England aus den Kontinent eroberte.

In Berlin fand am 17. Juni 1829 das erste Pferderennen inländischer Zuchten statt, um dessen Zustandekommen sich ein Baron Eckardstein und ein Rittmeister von Willisen verdient gemacht hatten; in Paris begünstigte der Herzog von Orleans, der 1842 bei einem Sturz aus dem Wagen das Leben einbüßte, den Rennsport.

Von etwa 1830 an wird es bei den Damen Mode, zu reiten, und die Modejournale bringen regelmäßig fast ebensoviele Reit- wie Gesellschaftskleider; es wird Chic, sich auf dem Korso zu Pferde sehen zu lassen, und wenn Wien für diese Veranstaltung von jeher seine köstliche Praterallee, Dresden seinen großen Garten hat, so wählt man in Berlin seit 1833 den Tiergarten dazu, in dem der Korso zwischen dem Brandenburger Tor und dem Hofjäger stattfindet.

Wer aber durch keine dieser geselligen Veranstaltungen in den Hafen der Ehe zu gelangen wußte, dem boten seit Anfang der zwanziger Jahre die Heiratsbureaus ihre Vermittlung an; in Paris hatte 1826 das Villiaumesche besonderen Ruf und das Bureau Defoy verdankte seine Zelebrität dem Umstand, daß die berüchtigte Giftmischerin und Diamantendiebin Marie Lafarge geb. Capelle durch seinen Beistand zu dem Manne gekommen war, dessen sich die interessante Sünderin so bald wieder zu entledigen wußte.

Das Geschlecht von 1830 liebt an der Frau anmutige



Devéria, Musikstunde *Lithographie*

Schwäche. Es ist Mode, blaß zu sein, man fällt, wie Frau von Girardin uns verrät, wieder in Ohnmacht, was eine Zeitlang ganz aus der Mode gekommen war; durch den Gebrauch der Lorgnette, die keine Frau von Welt entbehren kann, nuanciert sie eine liebenswürdige Hilfsbedürftigkeit, und wenn sie bei Tisch wenig genießt, ihre Handschuhe ins Glas steckt, so zeigt sie, wie ätherisch ihre Natur beschaffen ist. Brillat Savarin hatte noch die anmutige Esserin gepriesen, das ist längst vieux jeu; eine Dame, die etwas auf sich hält, darf höchstens einige Süßigkeiten knabbern, und dann verlangt sie seit 1825 bei Tisch Wasser zum Mundspülen und seit 1830 Schalen zum Fingerwaschen.

Während die Frauen sich in ihrer Art bemühen, die Kultur der Gesellschaft zu verfeinern, bringen die Männer eine große Unart hinein, nicht, daß sie, seit die Frau die Lorgnette nicht mehr entbehren kann, das alberne Monocle akzeptieren, nein, aber sie machen das Tabakrauchen allgemein. Im 18. Jahrhundert hatte die gute Gesellschaft den Tabak nur in der



Seel, Frau Elisabeth Roeber



Form der Prise zu sich genommen, das Pfeifenrauchen galt für schlechten Ton, allenfalls den Männern gelehrter Berufe achselzuckend zugute gehalten. So blieb es bis etwa 1830, dann aber verbreitet sich die Mode des Rauchens, wie eine Seuche, befördert durch den Widerspruch der Frauen. Lord Byron hatte die Zigarre besungen, Alexandre Dumas feierte die Zigarette, 1840 ist das Rauchen zwar noch ungern gesehen, aber doch schon zu einer Gewohnheit geworden, die auch der Polizeistaat durch drakonische Verbote und schikanöse Erschwerungen nicht mehr hindern kann. In Preußen war es anfänglich verboten, auf der Straße Zigarren zu rauchen, dann wurde es zwar erlaubt, aber die Zigarre mußte, der Feuersgefahr wegen, in einem Gestell von Draht verwahrt werden; vor jeder Schildwache mußten bis 1848 die Raucher Honneur machen, indem sie Zigarre oder Pfeife aus dem Mund nahmen und in der Hand behielten; Arretierung stand auf Zuwiderhandeln.

Wir haben schon eingangs erwähnt, wie außerordentlich die Entwicklung der Eisenbahnen den Verkehr begünstigt hat; das machte sich nicht nur in Handel und Industrie, sondern auch im Leben der Gesellschaft geltend. Die guten Straßen, die Napoleon I. aus militärischen Rücksichten hatte bauen lassen, erleichterten das Reisen schon ganz außerordentlich, noch mehr war das natürlich der Fall, als die Eisenbahnen die Unterschiede der Entfernung auf ein Minimum von Stunden reduzierten. So finden wir denn auch alsbald in der vornehmen Gesellschaft das Weltbürgertum, das aus dem Leben der Nationen als solches verschwand; Engländer, Polen, Russen, Ungarn mischen sich in die Zirkel der einheimischen beau monde in Paris und Wien, wie in kleineren Städten. Graf Appony, Fürst Czartoryski





Seel, Die Schwestern Bloem 1841

geben in Paris, Graf Batthyany in Mailand den Ton an, Weimar hat seine englische Gesellschaft, wie Paris, wo man 1836 dukes, marquisses, peers und lords nach Dutzenden zählt. 1814 war die Badereise der Herzogin von Angoulème nur bis Vichy gegangen, 1824 ging die Herzogin von Berry schon nach Dieppe und unter Louis Philipp besuchte man bereits die Pyrenäenbäder: Luchon, Bagnères de Bigorre, Arcachon, ja, die Königin Viktoria und der französische König treffen sich in Pau, statt in Paris. Aristokratische Reisende, wie Fürst Pückler, führen ihre Affektation und ihre Blasiertheit durch ganz Europa bis in den Orient, und Romanschreiber entschuldigen sich beim Publikum, daß sie ihre Helden und Heldinnen stets in der Postkutsche herumreisen lassen, statt daß dieselben fein zu Hause blieben. Wenn der Kaiser Nikolaus 1834 in vier Tagen von St. Petersburg nach Berlin fährt, so ist das ein Rekord, dessen Schnelligkeit mit Wagen und Pferden allein auch heute noch kaum geschlagen werden dürfte, während es uns komisch berührt, wenn wir lesen, daß der König von Sachsen am 7. September 1838 in der unerhört kurzen Zeit von nur 5½ Stunden von Leipzig nach Dresden fuhr. 1839 verkehrte bereits der erste Schlafwagen zwischen Baltimore und Philadelphia, 1840 tut England mit der Einführung der Penny post einen Schritt, der das Postwesen nicht mit Sieben-, sondern mit Hundertmeilenstiefeln förderte.



Ross, Mrs. Dalton

Im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Interessen stand in Deutschland das Theater, denn in dem Deutschland des Vormärz war die Politik völlig ausgeschaltet, es existierten keine Parlamente, wie in Frankreich, wo die Damen hätten nach Sensationen haschen können, oder wie in England, wo die Frauen



Chassériau, Die Schwestern *1843*



1840, Oktober — *Wiener Zeitschrift*



1840, März
Wiener Zeitschrift





1841, März *La Mode*

es 1836 endlich durchsetzten, daß ihnen der Zutritt zu den Verhandlungen des Unterhauses gestattet wurde. Mit einer an Ausschließlichkeit grenzenden Allmacht füllte das Interesse weniger an der Bühne, als an den Künstlern, die sich auf ihren Brettern bewegten, die Köpfe und Herzen der Menschen, denen es versagt war, am öffentlichen Leben in irgend einer anderen



Danhauser, Gräfin d'Agoult

Form teilzunehmen. Man beschäftigte sich leidenschaftlich mit allem, was Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger, Sängerinnen und Virtuosen taten oder ließen, der Enthusiasmus nahm Dimensionen an, die uns heute komisch dünken.

Als Henriette Sontag, deren Weltruf die Berliner gemacht haben, einmal in Paris erkrankt war und diese Nachricht nach Berlin gedrungen war, setzten sich einige ihrer Verehrer in die Postkutsche, fuhren Tag und Nacht bis Paris, erkundigten sich nach dem Befinden der Diva und fuhren wieder unverzüglich zurück, um den Berlinern authentische Nachrichten überbringen zu können! Als dieselbe Sängerin 1827 nach London kam, schloß das Unterhaus die Sitzung früher, damit seine Mitglieder ja nicht zu spät ins Theater kämen! Der Malibran-Garcia wurden in Italien wiederholt die Pferde ausgespannt, wenn sie vom Theater heimkehren wollte, und die hingerissenen Zuhörer ließen es sich nicht nehmen, den Wagen der Sängerin selbst zu ziehen.

Die Zeitungen berichteten über Reisen, Aufenthalte, Gastspiele der Bühnenkünstler mit einer Ausführlichkeit, die sie heute nicht mehr an gekrönte Häupter wenden; ein wahrer Nebel von Sagen und Legenden umhüllte die gefeiertsten Sterne: von dem Tragöden Eßlair munkelte man, er sei ein Freiherr von Khevenhüller, der, mit dem Fluch seiner Familie belastet, zur Bühne gegangen wäre, und was Paganini alles nachgesagt wurde, reichte für den grausigsten Hintertreppenroman. Daß er seine Braut erwürgt habe und in jahrelanger Kerkerhaft sein Geigenspiel schließlich nur mit Zuhilfenahme der g-Saite gelernt habe, war noch das mindeste, andere machten ihn zum Muttermörder, und während er selbst Europa durchzog, spielten Pariser und Londoner Theater Melodramen seines Lebens. Seine unheimliche Häßlichkeit und sein Spiel faszinierten das Publikum, und noch einmal füllte sein Name die Blätter, als er 1840 starb und ein Vermögen von 1½ Millionen hinterließ.



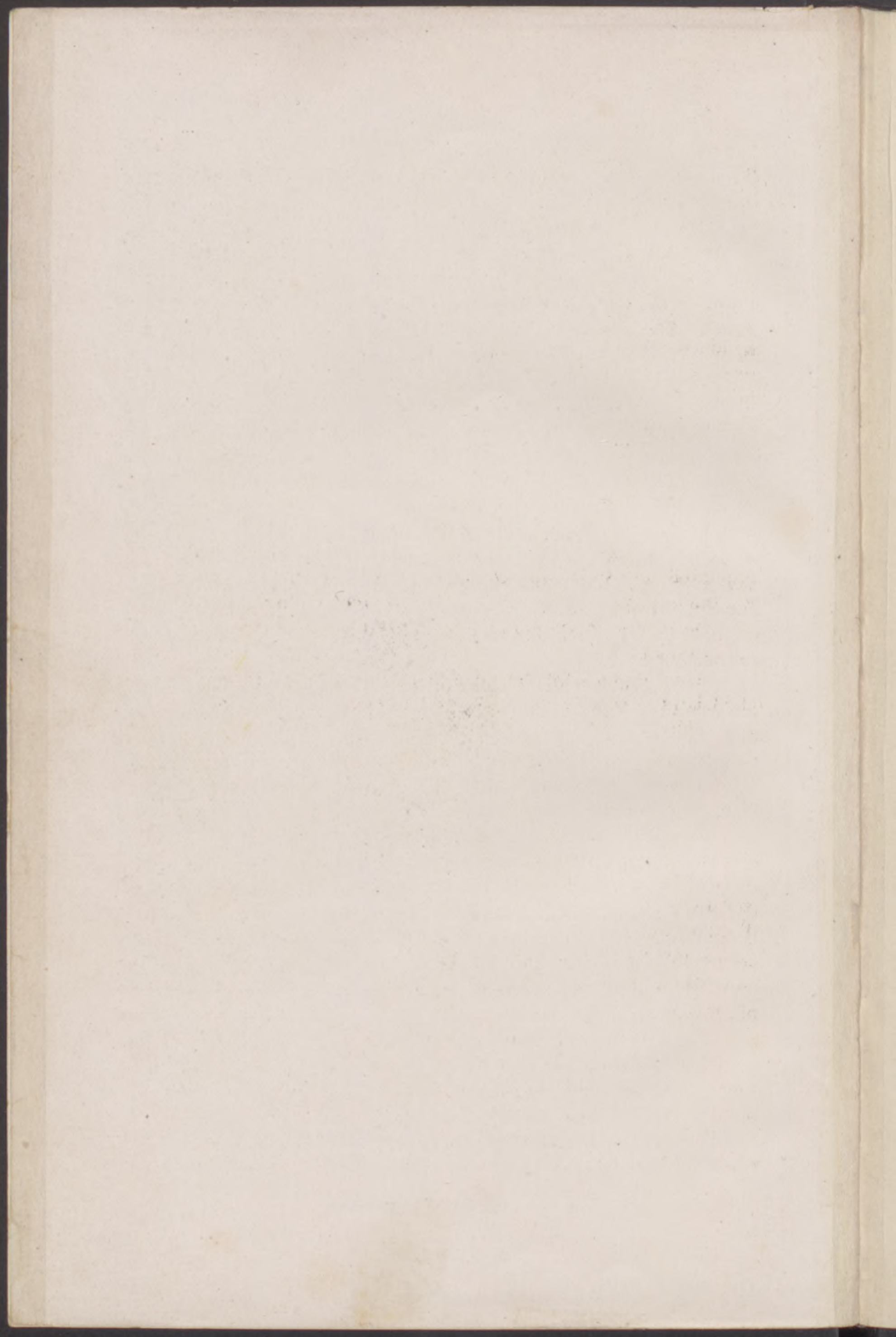


Casus belli, l'Angleterre jetant un regard de convoitise sur une conquête de l'Allemagne
Aus Beaumont, « L'opéra au XIXe siècle »

Ersingen, ertanzen, erspielen konnten sich die Sterne von damals ebenso leicht Vermögen wie heute, und wenn man den größeren Wert des Geldes bedenkt, so sind die Honorare sehr beträchtlich, deren Ziffern bekannt wurden. Maria Taglioni, die gefeierte Tänzerin, an der man besonders die »Grazie des Schrecklichen« in dem Ballett »Blaubart« bewunderte, erhielt 1832 in London für drei Monate 70000 Fr.; Fanny Elßler, ihre Rivalin, brachte von einer Gastreise aus Amerika 300000 Fr.



Monten, Gruppe aus der »Feldmesse«. 1842 *Armeemuseum, München*



mit und empfing für ihr kurzes Gastspiel in der Havanna allein 51 000 Dollars. Ole Bull erspielte sich 1843 in Amerika binnen zwei Monaten 250000 Dollars, Thalberg 1839 in Petersburg in drei Konzerten 20000 und in Moskau 40000 Rubel. Sie alle aber stellte doch Liszt in Schatten, der sein langes Leben hindurch die Welt stets aufs neue verblüfft hat, erst durch sein Talent als Virtuose, dann durch sein Genie als Komponist und nicht zuletzt durch die Größe seines Charakters als Mensch. In den Jahren, von denen wir jetzt sprechen, befand er sich noch in der Phase des genialen Virtuosen; er durchflog Europa von einem Ende zum andern wie ein Triumphator, und von der Unwiderstehlichkeit seines Spiels und seines Wesens können heute nur noch die wenigen zeugen, die ihn gekannt haben. Wenn andere Künstler Reklame mit ihren Einnahmen machten, so setzte er die Welt durch seine Uneigennützigkeit in Staunen, ja, er beschämte sie, denn er ist es, der 1839, als das Beethoven-Denkmal in Bonn aus Mangel an Mitteln nicht zustande zu kommen droht, sofort 60000 Fr. an das Komitee sendet und es übernimmt, auch noch den ganzen Rest der Kosten allein zu bezahlen.

Die Leidenschaft für den Theaterbesuch zeitigt neue Berufe, die Claque existierte schon seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts; nun führten die Pariser Direktoren auch noch »Pleureusen« ein, deren ansteckendes Schluchzen den Melodramen ihre Erfolge sicherte, und »Chatouilleurs«, die im geeigneten Moment durch fröhliches Lachen den Abend retten.

Der Aufenthalt im Theater muß gerade nicht sehr genußreich gewesen sein, denn es kann doch nur hygienisch aufgefaßt werden, wenn man liest, daß um 1823 herum Herren und Damen Nelkensträuße mit ins Theater nahmen, die bis zu 180 Sorten in einem Bukett enthielten; war das notwendig, so war es allerdings immer noch anmutiger, als wenn wir hören, daß die Damen in Königsberg und Magdeburg auch ins Theater ihr Strickzeug mitzunehmen pflegten.

Fällt durch den Massenbedarf an starkriechenden Blumen auf die Ventilation der damaligen Theater ein keineswegs günstiges Licht, so stellen auch die zahlreichen Theaterbrände jener Jahre der Sicherheit der Gebäude ein schlechtes Zeugnis aus. Am 29. Juli 1817 brennt das Berliner Schauspielhaus ab (die Berliner Zeitungen versicherten, daß dieser Brand das schönste Schauspiel gewesen



Louis Philipp, Victoria und Albert im Salonwagen

sei, welches das Haus während seines Bestehens den Besuchern geboten habe!). Am 14. Januar 1823 geht das Münchener Hoftheater in Flammen auf, ohne daß andere Unglücksfälle dabei vorkommen, als die Beschädigungen, welche der Uebereifer von Wachmannschaft und Polizei den zum Löschen kommandierten Bürgern zufügen. Bis zum Brande des Berliner Opernhauses am 18. August 1843 hat noch viele andere Bühnen das gleiche Schicksal erreicht, ohne daß die Freude am Theater dadurch beeinträchtigt worden wäre, im Gegenteil, die zahlreich auftretenden Virtuosen schufen einen neuen Typ, den Dilettanten.

Bis in die zwanziger Jahre hinein war das Instrument des Salons die Harfe, deren Handhabung den Damen gestattete, schöne Arme in runden weichen Bewegungen zur Schau zu stellen, aber dies Instrument verschwindet seit 1830 völlig aus Haus und Familie und selbst ein Virtuose wie Parish-Alvars kann ihm seine Beliebtheit nicht wiedergeben, das Klavier hat die Harfe völlig verdrängt. Vor dem Jahre 1820 war das Pianino noch verhältnismäßig selten, aber seit die französischen Instrumentenbauer Erard seit 1823 ihre Flügel mit Repetitionsmechanik versehen, gewinnt das Klavier immer mehr an Boden, der Ruhm und die Einnahmen der reisenden Virtuosen fordern zur Nachahmung heraus und neue Fabriken, Bösendorfer in Wien seit 1828, Steinweg in Braunschweig liefern immer bessere Instrumente, gegen die auch die vorübergehend beliebte Physharmonika, die Klaväoline nicht aufkommen können. Die Virtuosen haben das Klavierspiel in den Salons eingebürgert, schon dadurch, daß die Nuancen ihrer Kunst dem Gespräch einen endlosen Stoff boten. Man nannte damals Thalberg den König, Liszt den Propheten des Klaviers, man fand, Chopin spiele wie ein Dichter, Kalkbrenner wie ein Minstrel, Doehler wie ein Pianist; man hieß Madame Pleyel die Sibylle, Herz den Advokaten, Leopold von Meyer endlich den harmonischen Orkan.

Wenn man betrachtet, wie eine Zeit sich kleidete und wie sie sich amüsierte, sollte man da nicht auch wissen, was die Menschen taten, wenn sie krank waren? Den Standpunkt der ärztlichen Kunst dieser Zeit darzulegen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein, aber man darf nicht unerwähnt lassen, daß jene Jahre ein Eindringen des Laien-Elementes in die Ausübung des ärztlichen Berufes erlebten, das in seiner Wirkung und in seinen Folgen für die ärztliche Wissenschaft von größter Bedeutung

geworden ist. Der Bauer Vinzenz Prießnitz führt durch seine Wasserkuren die Therapie auf vernunftgemäße Bahnen, und Hahnemann befreit die Patienten durch seine Homöopathie von dem bis dahin üblichen unmäßigen Medizinieren, ein Verdienst, das ihm als Apotheker doppelt hoch angerechnet werden muß.

Die Suggestionstherapie üben der Wundertäter Prinz Alexander Hohenlohe, wie der österreichische Bauer Martin Michel mit dem gleichen sensationellen Erfolge, und nachdem Justinus Kerner und Gotthilf Heinrich von Schubert den tierischen Magnetismus in die Mode gebracht haben, wimmelt es allerorten von Magnetiseuren und Somnambulen; in Dresden übt 1842 Graf Szapary die magnetische Heilkunst unter seinen Gläubigen im größten Umfang, vielleicht mit nicht geringerem Erfolg als 1825 der Pferdeknecht Grabe in Berlin, dessen sympathetische Kur darin bestand, daß er seinen Patienten in den Mund spuckte!



Hahn, Emma Bendemann

